

20



# Die Wunder der Eukrischen Weltkunst.®

eröffnen

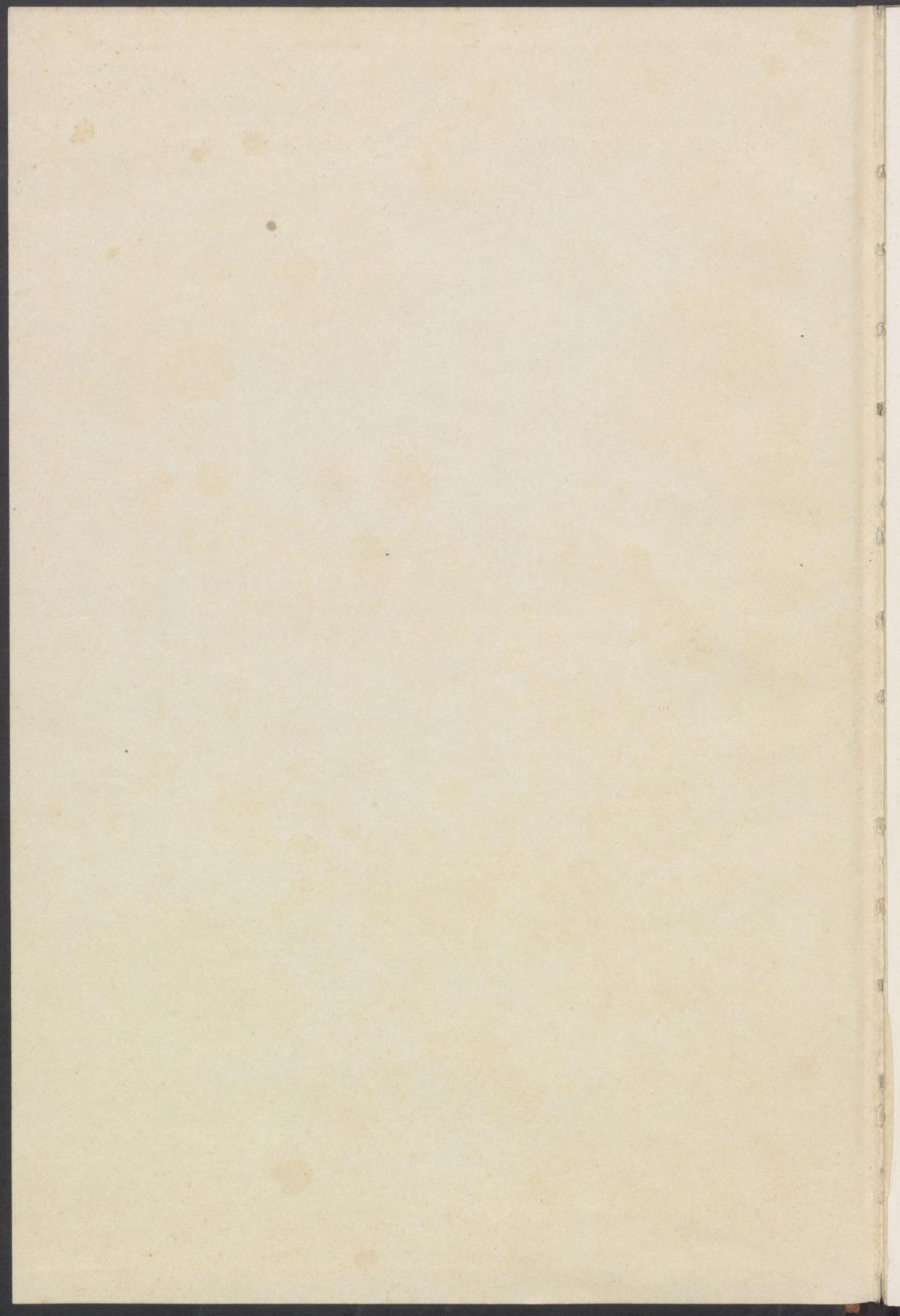


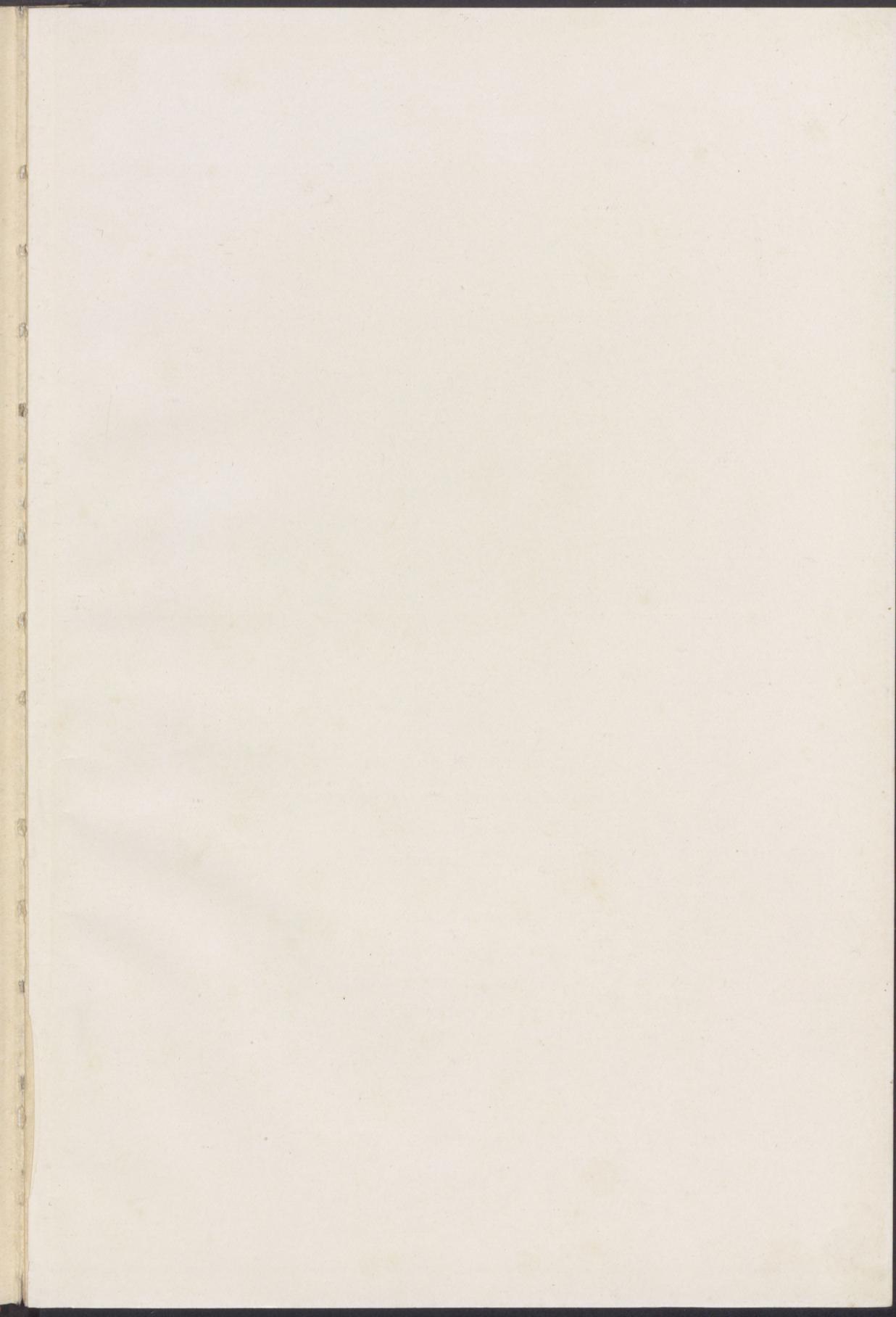
Seinen freundlichen Wünschen  
gesprochen und Frau Kleinmann  
mit dankbarem Gruß  
Königberg, den 22. April 1928

Professor Dr. Röhl

reduces the number of errors  
and makes it easier to correct  
errors. More difficult to use  
than logic. It is not good for  
error detection.

Die Wunder der Kurischen Nehrung







Die Düne ragt ins blaue Licht  
Und röhrt sich nicht und regt sich nicht,  
Wie Eine, die in ihr Gebet  
Mit ganzer Seel' versunken steht.

Wie einefrauenleise Hand  
Streicht eine Wolke übers Land.  
Und selig singt ein weicher Wind:  
„Wie groß doch Gottes Wunder sind!“

Frisch Kudnig.

„Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebenso gut wie Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll.“

Wilhelm von Humboldt.

# Die Wunder der Kurischen Nehrung

Stimmungsbilder  
gesammelt und herausgegeben von  
Otto und Helmut Stallbaum



1927

Selbstverlag + Königsberg Pr., Löbenichtsche Langgasse 7

Wojewódzka Biblioteka Publiczna  
w Olsztynie



010-072969

Nachdruck verboten!  
Alle Rechte vorbehalten!



821.112.2-1  
821.112.2-3  
(1082.2)

Druck:

Ostpreussische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G., Königsberg Pr.

Druck der Bilder: Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Den Deckel zeichnete Kurt Fellechner, Königsberg Pr.

Akt K Nr 66 | 21 | GZ

## Geleitwort.

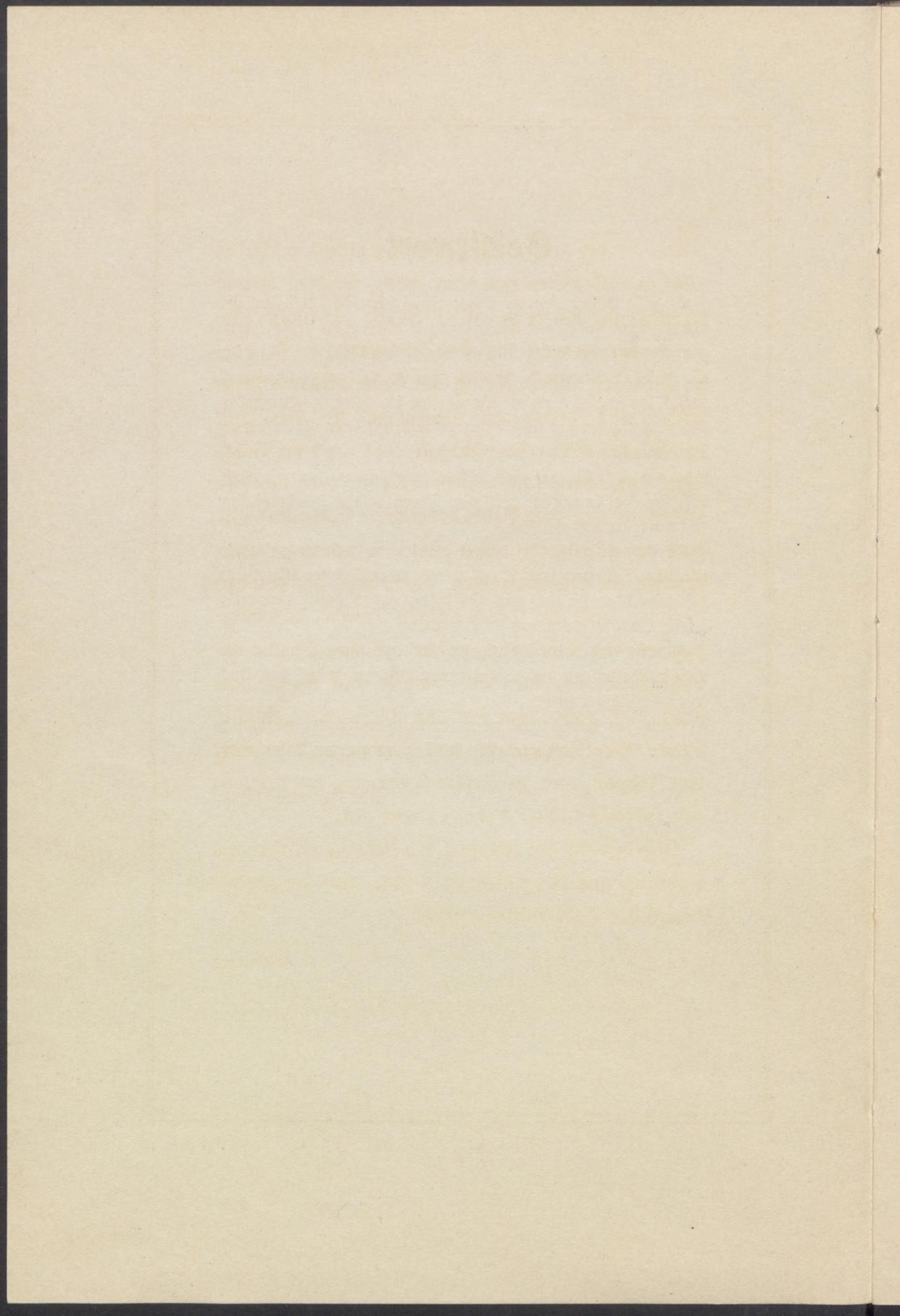
Es gibt Bilder, die die Seele eines Menschen erfüllen, die nichts zu tun haben mit seiner Umwelt, Bilder, die er sich heimgebracht hat von Fahrten in Gottes schöne Welt. Diese in der Seele festgehaltenen Bilder zaubern ihm die ganze Landschaft zurück, die er einstmal am Wanderstab durchstreifte. Es werden Bilder aus einer ganz bestimmten Landschaft sein, die in seinem Innern auftauchen, und er wird immer wieder zu ihnen zurückkehren und sie für sein ganzes Leben festhalten; denn er weiß, daß ihn die Landschaft für seine Treue belohnt: sie wird ihm zu immer neuem Erleben.

So kehren auch wir immer wieder zu unserer geliebten Kurischen Nehrung zurück, und immer neue Wunder offenbaren sich uns. Was sie uns gab und jedem geben kann, davon soll dieses Buch in Wort und Bild künden.

Hiermit geht nun die zweite Auflage hinaus mit neuen Originalbeiträgen und vielen neuen Bildern, so daß das Buch jetzt 40 Bilder enthält.

Möge das kleine Werk neue Nehrungswanderer werben in unserer Heimat und vor allen Dingen im ganzen Vaterlande.

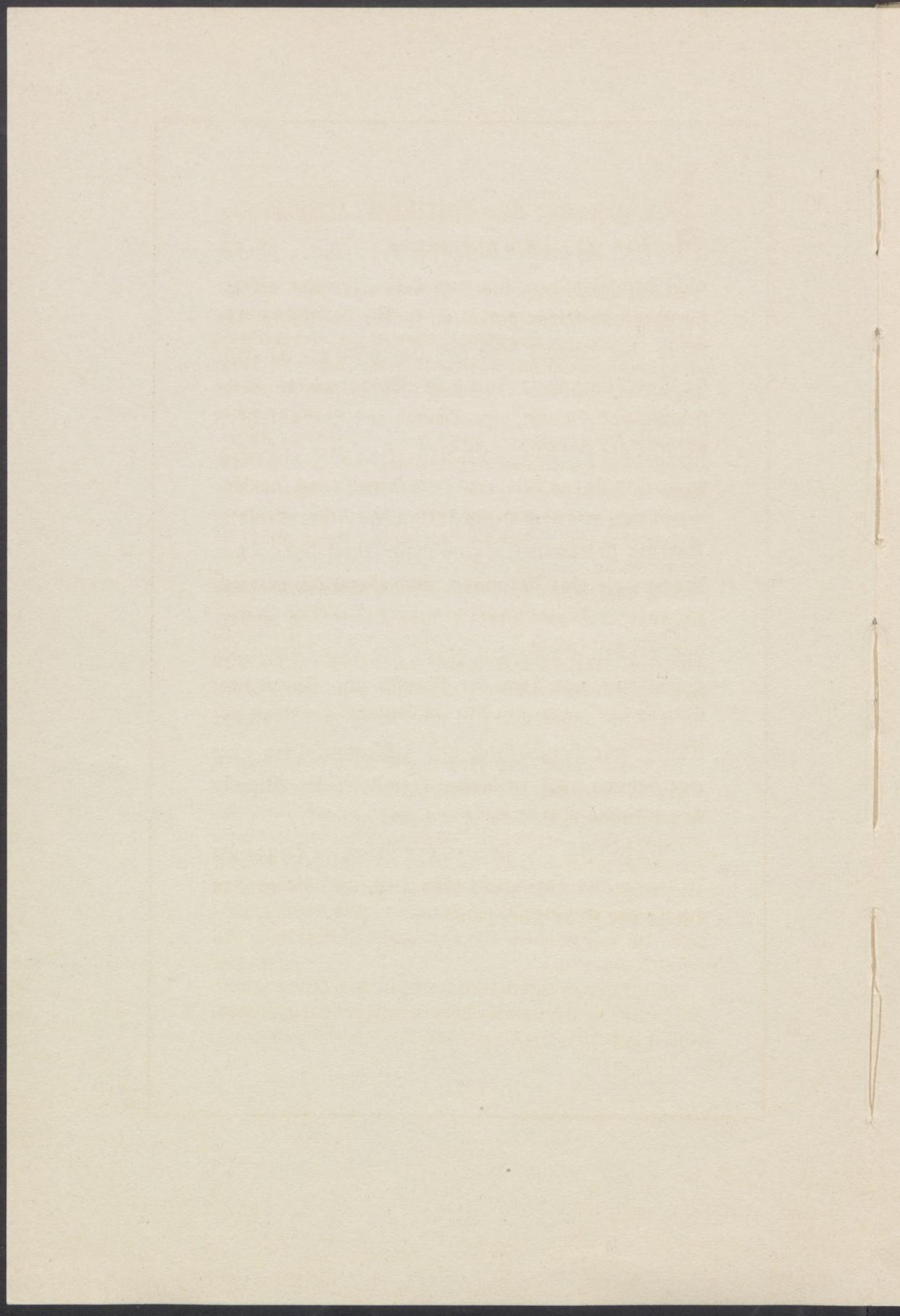
Die Herausgeber.



Als Gott die großen Dinge der Erde schuf, erschuf er nicht den Menschen ihm zum Bilde, sondern viererlei ging aus seiner geballten Hand: die Wüste, das Meer, der Urwald und das Hochgebirge. Er warf sie über das zahme Antlitz der Erde, und aus Lieblichkeit und Anmut, aus Demut und Freundlichkeit hob sich die Größe des Ewigen. Aus dem Endlichen ragte das Unendliche, aus dem Gemessenen das Unermessene, aus dem Beschränkten das Schrankenlose. Aus der getragenen Symphonie seiner sechs Tage brachen die vier Posaunen, aufhebend die erzenen Münder, und aus ihrem eisigen Glanze, in niederdonnernden Synkopen, gebar sich das Thema der Schöpfung, vor dem der Mensch das Haupt verhüllt. Das andre war Tal und Wiese und lieblicher Klang, war Geigenstrich und Flötenton. Dies aber war Jehova, und zu diesem sprach er, die Stern in den Händen: „Und siehe, es war gut“

Also hob sich am Morgen des siebenten Tages die Nehrung aus der weichenden Flut, und die großen Dinge der Erde waren auf ihr.

Ernst Wiechert.



# Die Wunder der Kurischen Nehrung.

Von Fritz Rudnig.

Wunder der Kurischen Nehrung? Kann eine Wüste, eine öde Sandwüste, Wunder bergen? . . O ihr Sklaven der steinernen Städte, ich sehe eure spöttisch lächelnden Augen, höre eure lieblosen Worte: „Sand gibt's überall!“ Und: „Hab' ich's nötig, mühsam im hohen Sande herumzustapfen? Da kenn' ich andere Vergnügen!“ - So kennt ihr tatsächlich nicht das heilige Gottes-Paradies, das eure Heimat birgt? Dabei seid ihr doch alle unausgesetzt auf der nervenzerrüttend hastigen Suche nach einem Paradies. Denn auch ihr habt alle in euch die tröstliche Ahnung, daß es ein Paradies schon auf Erden geben muß; einen Ort, an dem man selig aufgeht in dem großen Gottes-Glück der Unendlichkeit.

Wollt ihr euch von mir führen lassen in dies Paradies? Wir Menschen, alle Menschen, selbst sich liebende, sind durch die ganz verschiedene Art ihres inneren Erlebens abgrundtief voneinander geschieden. So weiß ich nicht, ob dieses, mein Paradies auch das eure werden kann. Doch wollt ihr mir folgen, kommt! Schultert den Rucksack; packt den Knotenstock; wir wollen wandern! . .

Die Sonne scheint. Dem Himmel steht ein helles Lachen in seinen tiefblauen Augen. Stundenlang schon wandern wir unter hohen Tannen und Kiefern dahin. Zieht ihr den Atem tief, tief in die Brust, beginnt vor Lebenslust euer Blut zu singen. Wir sprechen nicht viel. Es sind zuviel der Schönheits-Wunder um uns her. Der hohe, grüne, düstend ragende Nadelwald mit den kupfern glühenden Kiefernstämmen! . . Die frühe Morgen-sonne hat ihre schlanken Leiber geküßt; nun stehn sie in goldener Freudenglut.

Der Wald wird lichter. Erlen, Buchen und Birken mischen sich darein; die Kronen vom Sturme zerhackt; Kampfgesellen; Brüder in Not.

Da und dort schlängeln sich riesige Seesand-Schlangen zwischen den Bäumen hindurch, tückisch nach Beute spähend. Viele der Bäume haben sie bereits erdrückt mit ihren urgewaltigen Leibern.

Nur noch vereinzelte Bäume, verlorenes Gebüsch, armeliges Gras und Kraut. Dafür in der Ferne, ungeheure Quelle goldenen Lichts: das Gebirgsmassiv der hohen Wander-Dünen. Links, zu seinen Füßen, so weit das Auge reicht, das grüne Wunder der unabsehbaren See... Und über allem des Himmels jubelndes Blau.

Sarkau, Rossitten, Pillkopp... Wo blieb die laute, ewig hehrende Welt? Versunken und vergessen. Hier wohnt die göttliche Einsamkeit. Hier blüht der Traum. Hier leuchtet des Himmels seliger Gottesfrieden. O seht doch diese schneeweiss getünchten Hütten und Häuser im strahlenden Sonnenschein. Ihre blauen Fensterläden lachen uns an und röhren an unser Herz. „Fensterläden können die Herzen röhren? . . .“ höre ich euch spotten. Spottet ihr nur, Arm-Herzige. Wenn ihr wüsstet, wie sehr ihr mich dauert in eurer Armut. Röhren auch dort die in stiller Liebe gehegten vielfarbigen Blumen in den kargen Gärten, die leuschen, langhaarigen, windzerzausten Birken darin nicht euer Herz? Auch dort die schiefen, lichtvergoldeten, grünbemoosten Dächer der Fischerhütten nicht, die wie verhuzelte alte Leute, krumm und gebückt, in der Sonne stehn, um sich zu wärmen? Und machen auch dort die lustigen, roten Ziegelhäuser, die aus dem Kiefern- und Birkengrün leuchten wie rotbemalte, pausbäckige Kindergesichter über Heckenbuschzäunen nicht eure Seelen lachen? Und hier, seht diese schmalen, armeligen Acker; fast reiner Sand! Und dennoch von der gottgütigen Sonne vergoldet, daß man darüber beinahe die ärmliche Ernte vergißt. Röhrt euch dies nicht? Packt euch das nicht im Blut?

Auch dieses nicht: daß von all diesen Nahrungs-Menschen, deren tägliches Brot aufs kärgste bemessen, kaum einer je in Jahrzehnten das Land verließ, um anderswo leichteres Brot

zu suchen?! Seht diese stillen, eckigen, in sich gekehrten Menschen mit den von vielen Sorgen-Kunzeln zerrissenen Stirnen. Sie trugen tausendsache Not: das tückische Haff, die wütende See zerrissen unzählige der Netze, die sich diese Menschen aus sauer ersparten Groschen erstanden haben. Das tobende Meer-Ungheuer fraß viele ihrer Brüder; deren Witwen und Waisen mahnen tagtäglich, daß dieses Wasser-Tier auch sie einmal fressen könnte in Nacht und Sturm. Sie aber tragen unter den buschigen, kantigen Stirnen Augen, die hellblaue Blinkfeuer sind. Das ist urwahres Menschentum! Das ist urwahres Deutsch-tum: darben, Not leiden, den Tod täglich vor sich sehen und dennoch dies hellblaue Licht in den Augen tragen! Es ist leuchtendes Heimat-Licht! Fällt nicht sein stahlblauer Glanz auch in eure Seele?

Wir wandern wieder. Nun steigt zur Rechten, himmelauf ins Blau des Firmaments, der ungeheure Wall der unabsehbaren Wander-Dünen. Eine Wüste?.. Trostlosigkeit und namenlose Üde nennt ihr das? O ihr Arm-Seligen! Ist dieser Wüsten-sand nicht lauteres Gold aus Gottes unermehlicher Sonnen-Schatzklammer? Und nun werft euch nur einmal hinein in dies Sand-Sonnen-Gold mit euren nackten Leibern: Schmiegt sich dieser Sonnen-Sand nicht leusch und wundersam an euch wie eure tiefgeliebteste Frau? Und wenn ihr den Gold-Sand nun in die Hände nehmt, ihn langsam durch die leicht gespreizten Finger sickern laßt, fühlt ihr nicht das warme, wonnige Leben dieses Sandes, fühlt ihr nicht sein pulsendes Herz in euren Händen, und hört ihr nicht, wenn er niederrinnt, seine, o so feine, feine Seele singen? ..

So hingegaben lagten wir hoch oben auf dem höchsten Dünen-kamm, tief eingebettet in das leuchtende Gottes-Gold, überdacht vom lichtblauen Himmel, rechts und links in den Tiefen die blinkenden Riesen-Spiegel des blauen Haffs und der grünen-den See. Jetzt fahren wir hoch: was war das für ein Schrei? Ein Heer schneeweiss bespügelter Möwen hat uns überstogen. Nun schwingen und schweben diese hundert Möwen wie lichtstoh

spielende Engelein über der blauenden Flut des Hafses, das sich in wundersam weichen Linien an den Fuß der himmelhoch ragenden Dünens schmiegt. Vor uns im Grund, hinter dem schaurig-stillen Sand-Grabe, das sich Tal des Schweigens nennt, grüßt das Dörschen Nidden zu uns heraus. O du herrliches Paradies der Maler und Malerinnen! Du leuchtende Farben-Palette in Gottes berauschter Künstler-Hand! Wie sehnstüchtig ruft der purpurne Mund deiner roten Ziegeldächer zu uns heraus!

Weit hinter Nidden (da vielleicht, wo in sumpfenden Wäldern die riesigen Elche hausen, Urwelt-Tiere, Zeugen der Ewigkeit, die erschauern machen, wenn man sie jäh vor sich auftauchen sieht) ziehen, schwarz und stumm, einige schwere Fischerkähne mit brennend roten Segeln durchs Blau des Hafses. Rauch eines Dampfers schwenkt große, schwarze, wehende Fahnen in der Lust. Trauer-Fahnen? Mahnend an den in dunklem Leide harrenden Hochwald der holden Lehrungs-Königin Schwarzort? Mahnend an das ferne, einsame, vaterlandverwaisse Memelland? . .

Die sinkende Sonne legt golden-samtene Schleier um deine erwachte Herzents-Trauer. Aus tiefstem Leid erblüht in dir ein namenloses Glück. Ferne, zu deiner Linken, leuchtet smaragden, unabsehbar das endlose Meer, überschimmert vom Schneeweis Zahlloser Segelboote, die lautlos in die grüne Ferne ziehen wie lichtbestügelte Boten Gottes, die seinen Frieden in alle Weiten tragen. Hoch über allem wölbt sich, schwebende Kuppel eines gewaltigen Domes, die blaue Riesenglocke des Himmels. Und überall eine so unsagbare Stille, Gott-Feiertagsstille, daß du das fast unhörbare Singen des windverwehten Sandes zu deinen Füßen vernimmst wie silbernes Gewirr von Geisterstimmen. Selige Schauer durchrinnen dein Blut. Und plötzlich kniest du inmitten der Dünens, Teil dieser Dünens, erfüllt von einer Andacht, wie du sie nie in dir gefühlt. Nun reckst du dich auf, dehnst Leib und Arme und Hände hoch ins Licht: ein Kind des Alls, ein selig trunkenes Kind der blauen Unendlichkeit.

Fühlst du nun, wie dir dein Herz zerspringen will im Übermaß der quellenden Liebe, die dir in der Seele brennt? Es ist die flamende Beter-Slut eines Weltall-Gläubigen. Und diese Liebes-Slut wird nicht geringer, als dir plötzlich bewußt wird, daß diese Weltall-Liebe deiner - Heimat-Liebe entwachsen ist. . .

Nun ist die Sonne versunken. Abendröte, goldenes Herzblut Gottes, in namenloser Güte weit ins All gegossen, um es mit diesem Freuden- und Friedensglanz zu füllen, leuchtet auf dem ungeheuren Spiegel des Meeres. Eben wacht in der Ferne der Leuchtturm Niddens auf und schießt seine Strahlenbündel weit in die kommende Nacht. Lichtkegel-Hände, ins Unendliche gereckt. Hilfe-Rufe? Rufe zum Herzen der Mutter Deutschland, von dem man dies Niddener Land so schmachvoll gerissen hat?

Dies Land kennt keine Hilfe-Rufe. Es ist seiner selbst so sicher, wie zu den Zeiten, da es noch am Herz der Mutter lag. Es weiß, daß es Blut von ihrem Blut, daß es Geist von ihrem Geiste, daß seine Seele deutsch blieb, wie sie war. Denn deutsche Hände haben dies karge Nahrungsland viertausendmal dem Meere abgerungen; deutsche Hände haben seine Wohnstätten tausendfach vor den Sand-Ungeheuern geschützt, die Dörfer und Nahrungs-Menschen so oft schon begraben wollten unter ihren ungeheuren Leibern.

Soll solch seelisches Tiefverwachsensein je zerrissen werden können durch rohe Menschenfäuste? Seht dort bei Nidden die stämmigen, böse zerzausten, wild zerrissenen Kiefern im sinkenden Abendrot: Konnte sie je ein Sturm entwurzeln? Nie! Sie standen und stehen, allen Stürmen zum Troh. Jeder Sturm macht sie ja nur stärker, weil er ihre Wurzeln stählt; die krallen sich nur tiefer in die heimatliche Mutter-Erde.

Diese Sturmzerrissenen Nahrungs-Kiefern sind leuchtendes Sinnbild des Nahrungs-Menschen, sind Sinnbild unseres ganzen ostmärkischen Kämpfertums, darüber hinaus: tiefstes Sinnbild echten deutschen Wesens. Nicht Hilfe-Rufe, nicht Verzweiflungs- und Rache-Schreie, nicht haltloses Jammern und Klagen helfen im Schicksals-Sturm. Da hilft allein der innere Kampf, der

Kampf mit sich selbst, das innere Friedenschließen mit dem Geschick in dem heiligen Wissen: Alles Geschick, deins, deiner Brüder, deines Volkes, der Welt ist Gottes Gesetz. Du hast es zu tragen, wenn es dir ausgelegt; denn du hast es verwirkt. Glaube aber zuversichtlich, daß dein Geschick sich hellen wird, wenn dein Glaube hell wird, dein Glaube an das ewige Licht der göttlichen Gerechtigkeit! -

Dies ist das größte Wunder, das ich immer wieder erlebte auf meiner Kurischen Lehreung: tiefstinnere Geist-Verbundenheit mit dem All und seinen unerschütterlichen Gesetzen. Nirgend anders empfand ich beseligend wie hier, daß des Himmels höchstes Gesetz allem Schein zum Trost, das Gesetz der Liebe ist! Ist es nicht seltsam und tief symbolisch, daß die Erkenntnis dieses All-Liebe-Gesetzes lehren Endes aus der Heimat-Liebe erwuchs? Im Kleinsten birgt und spiegelt sich das Größte.

Drum: sucht ihr das Größte: Frieden in euch, den Frieden im All, sucht ihn in eurer Heimat, wo sie am einsamsten ist. Denn das Größte wächst immer nur in der grenzenlosen Einsamkeit! -

Ihr herzarmen Sklaven der seelenmordenden, steinernen Städte! Geht hinaus, wenn Gottes Sonne nach euch rast; wenn euch mitten im Weltgetriebe einmal die heiße Sehnsucht packt, die namenlose. Wandert hinaus auf unsere Kurische Lehreung! In diesem ärmsten Lande unserer Heimat werdet ihr den größten Reichtum finden, den es auf Erden gibt: die gotterleuchtete Heimat eurer Seele.



Ich bin ein Höhenzug,  
der geht gen Norden weit.  
Bug folgt auf Bug.  
Ich bin ein Weheflug;  
nach West und Osten breit  
schwebt mein Gespreit.  
Was Meer im Winde trug,  
donnernd aus Rädern schlug,  
bin ich . . . Unendlichkeit.

Walther Heymann.  
(Aus der Hochdüne.)

+

Tückisches Meer, das baltische (vom litauischen *baltas* = weiß) bespült die hochgepriesene Küste der Provinz: die schönsten Nehrungen der Erde nennt sie ihr eigen. In der Ostsee versunkene Wälder recken am seichten Strande die trohigen Überreste wogengepeitschter Stämme und Äste wie verzweifelte Arme durch die dunkle Flut. Körniger Bernstein schimmert zu Füßen einsamer Wanderer. In glücklichen Augenblicken erschreckt eine blendende Fata Morgana freudig das hier nur empfangende, nicht suchende Auge. Der Sand der ragenden Düne wandert in ewigem Rieseln. Und alle Stimmung hängt allein von den Wolken ab. Es gibt zu verschiedenen Jahreszeiten gewaltige Tage. Vom äußersten Frohsinn her kann diese Landschaft mit unentrinnbarer Wucht über unerträgliche Trostlosigkeit zu erschütternder Wut und rasendem Brüllen schreiten. Dann fangen den Blick die spiegelnden Flächen der Hafte. Die fragenden Rufe der wilden Schwäne grühen herüber. Reiher stehen an den Ufern, und unnennbares Wassergevögel lärmst zwischen Schilf und Binsen und Rohr. Abseitwärts, auf hoher, kahler Düne, frei zwischen Haff und Meer, steht stundenlang, wie ein zeitloses Denkmal, das schauselgehörnte Elentier.

Alfred Brust.

## Herbstliche Nehrung.

Müd neigen Tannen zwischen Haff und See.  
Auf grauen Regensaiten spielt der Wind.  
Fern pfeift ein banges Elenkind.  
Dicht schluchzt ein Reh.

Durch dunkeln Tag das Meer mahlt Stein.  
Im Haff auf trägem Boydack bellt ein Hund.  
Den Mast hüllt schwer ein nasses Segel ein.  
Enten und Taucher stoßen gegen Grund.

Gepeitschte Vogelheere sind auf großer Fahrt.  
Raum unter Wolken treibt und rust ein Weih.  
Ein schwarzer Schwan nur schlägt sich stolz und hart  
einsam südwärts vorbei . . .

Alfred Brust.

+

Vom Werden, Werden  
ein einsamer Klang  
im Möwenschaukeln, im Wogengesang.  
Vom Sterben, Sterben  
kein anderer Klang  
im Wogenschaukeln, im Möwengesang.  
- - O werdendes, wanderndes, sterbendes Land, -  
o ewig wandernde Erde!

Dr. Max Simoneit.

## Nehrungs-Birken.

Wir sind nicht schön wie ihr auf dem Land.  
Wir tragen nicht Flitterkram und Tand.  
Wir drehen und zieren uns nicht im Wind.  
Wir wissen, daß wir nur Stießkinder sind. —

Wir stehen verlassen von aller Welt  
von der Sonne durchdörrt, von dem Eissurm umbellt.  
Wie ein hungriger Wolf umkreist uns Gefahr.  
Kurz schor uns der Sturm unser schöngrünes Haar.

Doch sehn wir auch alle wie Zuchthäusler aus:  
wir dursten doch schirmen des Fischers Haus.  
Längst hätt' es gefressen der gierige Sand,  
stände nicht fest unsrer Baum-Leiber Wand.

So dursten dem Menschen wir Not-Helfer sein:  
sein Haus und Heim vor dem Tode sei'n.  
O sagt, kann, so weit auch die Sterne stehn,  
einem Pflanzenleben . . . mehr Gnade geschehn?

Fritz Kudnig.

## Weidende Elche (Preil).

Fährten breit im Moos! Tiefrote Kelche  
feuchter Erika - ein Kiefernstumpf -  
Röhricht - still! Dort weiden sie, die Elche,  
abendlich besonnt im Erlensumpf.

Finster ragen sie wie Überreste  
rauhen Urwalds . . . Und das Spätrot stirbt.  
Wolken feiern hohe Abschiedsfeste,  
und die erste Grille zaubernd zirpt. -

Still! Die Elche schaukeln schon im Trabe  
nach dem dunklen Waldrand ihr Geweih,  
und ihr Huf dröhnt wie auf hohlem Grabe,  
klagend orgelt ihres Führers Schrei . . !

Und sie schwanken tief im Dämmerkleide,  
fern schließt sich ein goldner Wolkengang.  
Und es graut. Und endlos in die Heide  
zittert schwermutsvoller Grillensang.

A. R. T. Tielo.

## Einsame Nehrungskieser.

Aufs Dünengras, das ihr zu Füßen kauert,  
sieht sie mit gramzerrissnem Angesicht,  
weil es der weiße Sandtod stets umlauert,  
doch Furcht kennt ihre Seele nicht.  
Sie hat schon viele Stürme überdauert  
und hebt, daß sie sich still mit Gott bespricht,  
tiefesam und von Sehnsucht weh durchschauert,  
die kupfergoldne Harfe hoch ins Licht.

Gertrud Liebisch.

## Nehrungs-Kiefern.

Von des Sturmwindes Faust  
ewig gezerrt und ewig zerzaust,  
stehn sie in arg zerrissnem Gewand;  
mit kurzen, kargen, wie schmerzgekrümmten Ästen  
im trocknen Sand  
wie hungrige, lumpenbehängene,  
krüpplige Bettler mit vielen Gebresten . . .  
Doch gehst du an ihnen vorüber  
und hörst du sie raunen,  
dann packt dich plötzlich ein namenloses Staunen:  
dein Mitleid, das heiß aus dem Herzen  
dir wollte aufsteigen,  
das eben sich sanft, leidlindernd, über die armen  
hungernden Krüppel wollte neigen, -  
dein Mitleid lernt . . . schweigen -:

Du stehst nicht vor Bettlern - -;  
dies krumme verhungerte Holz  
ist troh seines Lumpengewandes wie Könige Stolz!  
Denn hat es auch keine Kleider,  
die prunkend und gleißen . . .  
und hat es auch knapp nur sein trockenes Sandbrot  
zu beißen,  
es fühlt sich als Sieger im Kampf um sein bitteres Sein! -  
Und wenn du im Sturm seine Äste hörst schrei'n,  
es ist nur der Kampfruf gewonnener Schlacht,  
ist Hohn der hinter dem Feinde herlacht!  
Und fragst du drum, sagt es dir grade heraus:  
der Geist - nicht der Leib! - macht das Leben aus!

Fritz Kudnig.

Ich sprach mit Gott. Die Düne sprang ins Blau  
des jugendlichen Himmels überm Meer.  
Ich sprach mit Gott. Aus fernem Dunst und Grau,  
wie gramgeschüttet, schwiebten Möwen her,  
drei weiße Möwen: her und hin so weit.  
Ich sprach mit Gott. Ich fühlte, wie aus Tiefen  
Mensch, Vogel, Meer den einen Namen riefen . . .  
Die Brandung klang . . . Gott lauschte in die Zeit.

Dr. Franz Lüdke.



## Auf der Düne.

Hast du mich lieb, lieber Dünenwind?  
Du streichelst mir heute so zärtlich mein Haar,  
wie die Mutter es tat, als ich noch ein Kind,  
als ihr Herz ganz nah meinem Herzen war . . .

O lieber, lieber Dünenwind,  
wenn meine Mutter einst nicht mehr ist,  
dann komm ich zu dir, dann liebkose mich lind . . .  
Ich weiß, daß mein Herz all sein Leid dann vergift,  
weil es fühlt, daß du ganz . . . meine Mutter bist. -

Fritz Rudnig.

## Wanderers Gebet.

Schöner war kein Tag hienieden,  
milder dämmert keine Nacht -  
fand ich einmal doch den Frieden,  
der uns still und wunschlos macht!

Nun versinken Mensch und Welten,  
ich gehöre mir allein;  
alles Laute, alles Schelten  
findet nicht den Weg herein. -

Sei's ein Ahnen schon vom Tode,  
sei's ein Hauch vom Paradies:  
Dankbar bin ich meinem Gotte,  
der mich diese Wege wies!

Dr. Ludwig Goldstein.

Die Düne ragt ins blaue Licht  
und röhrt sich nicht und regt sich nicht.  
Wie Eine, die in ihr Gebet  
mit ganzer Seel' versunken steht.

Wie eine fraueneise Hand  
streicht eine Wolke übers Land.  
Und selig singt ein weicher Wind:  
„Wie groß doch Gottes Wunder sind!“

Fritz Kudnig.

+

## Gewitter in den Dünen.

Von Otto Stallbaum.

Weiß gerandete, schwere, schwarze Wolken standen über der Niederung auf der andern Seite des Haffes. Hin und wieder klang ein dumpfes Grollen, das aus weiter Ferne kam, zu uns herüber. Wir lagen auf der weißen, durchglühten Düne. Vom blauen Himmel brannte die Sonne auf uns hernieder. Bis in den Spätnachmittag hinein ruhten wir im Sande und badeten im Haff. Immer stand vor uns die Wolkenwand; sie rührte sich nicht; nur die Farben wurden immer tiefer und stumpfer. Nun setzt sich ein Teil der Wolkenwand in Bewegung. - Das Grollen nimmt zu, das Haff wirft kleine Schaumkämme an das Ufer. Die Farbe des Wassers ist jetzt stumpviolett und schmußig gelb. Das Gewitter zieht an uns vorbei, schwarze Schatten fliehen über die weißen Dünen. Grell leuchten die Blitze aus den dunklen Wolken. Da brechen wir auf; denn neue Wolkenmassen wälzen sich drohend heran. Zur rechten Zeit erreichen wir das Dorf. Ein Gewitter verfolgt das andere. Dunkle Wolken jagen wie wilde, schwarze Reiter über die Nebrung. Der Regen prasselt.

Dazwischen lacht plötzlich die Sonne; schon droht es vom Haff aber wieder schwarz heraus. Wir wenden uns zur See. Die Sonne hat bald ihren tiefsten Stand erreicht. Noch aber leuchtet sie über den Wellen. Immer noch murrt und grollt es hinter den Dünen vom Haffe her. Nun heben sich weiße Wolkenränder über dem Walde. Schwere, schwarze Wolkenmassen folgen. Bunte Farben steigen glühend aus dem Walde empor, bis sie sich droben zu einem wundervollen Regenbogen vereinigen, dessen Farbenpracht immer leuchtender wird. Schwarz wie die Nacht steht hinter ihm die Wolkenwand. Zwischen See und Haff ist so ein prächtiges Tor entstanden, das in ein schwarzes Nichts hineinführt. In dieses drängen sich dunkelgrün die Kronen der Nehrungskiefern. Von den rauhen Seewinden nach dem Haffe hinübergebeugt, steht grell von der über der See erstrahlenden Sonne beleuchtet - wie weißgelbe, verkrüppelte Knochen sehen die Stämme aus - sieheen sie vor der wütend aufbegehrenden See. Das prächtige Regenbogentor lockt sie. Sie ziehen hinein und schon verschlingt sie die Finsternis. Nun ballt sich die Wolkenwand vor der eben untergehenden Sonne. Es wird dunkel um uns. Das Gewitter zieht in die See hinein. Langsam vergrollt es in der Ferne. Grelle Blitze erhellen den Horizont. Das Grollen verklingt allmählich. Ein hin und wieder über der See aufflammendes Wetterleuchten zeugt davon, daß heute Donar über die Nehrung ging.

+

## Die Düne.

Die Düne liegt im Himmelsblau  
wie eine nackte, schlanke Frau  
und dehnt ihren weißen Leib in den Wind,  
in dem so viel seltsame Stimmen sind.

Stimmen, die hell sind, voll Lust und Frohlocken,  
Stimmen, die dunkel sind, wie der dumpfen Sehnsucht  
Glocken,  
Stimmen, die lachend wie Kinder zwischen bunten  
Blumen umspringen,  
Stimmen, die mühsam wie müde Greise um Atem  
ringen.

Zwischen all diesen Stimmen liegt, einsam,  
die Dünenfrau,  
nackt, stumm und bleich in dem gold-licht-blendenden  
Blau,  
dehnt ihren samtenen Leib voll Sehnsucht weit  
in den Wind  
und sinnt . . . und sinnt . . .

Fritz Kudnig.

## Hohe Düne bei Nidden und Tal des Schweigens.

Stumm steht sie im Blau:  
halb hochgereckter, sehnender Leib einer riesigen Frau.  
Wie fliegt ihr Sandhaar wild hoch oben im Wind . . .  
Wie prall die bloßen, goldenen Brüste sind . . .  
Und wie blühen und blenden  
im Licht ihre nackten, o so lockenden Lenden . . .

Doch drunten im Tal ihr dunkelschattiger Schoß -  
liegt stumm, schamstill . . . und starr; unsagbar  
hoffnungslos . . .  
versteinert von Leid. -  
Und das stumme Leid seit Jahrhunderten schreit  
immer das eine entsetzliche Wort: Unfruchtbarkeit!

Fritz Kudnig.

## Das Tierleben auf den Dünern.

Von Professor Dr. Thienemann.

Düne - Ruhe - Verlassenheit - Tod. - Diese Begriffe bringt man gewöhnlich zusammen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß solche Gedankenverbindung ihre gute Berechtigung hat. Ein mitten zwischen hohen Dünern gelegenes Tal - der Inbegriff der Ruhe und Abgeschiedenheit: „Tal des Schweigens“ heißt darum auch ein bei dem Fischerdorfe Nidden auf der Kurischen Nehrung gelegener derartiger Ort. Und wer die Dünens so recht als unerbittliche Feinde aller Lebensbetätigung kennen lernen will, der besuche die Stellen von untergegangenen Ortschaften, über die die Wanderdüne unaufhaltsam hinweggegangen ist. Grundmauern von Gebäuden und herumliegende Reste von Gerätschaften zeugen von regem menschlichen Leben, das dort geherrscht hat - und steht Tod und Ruhe an solchen Stellen. Und wer eben noch durch Wald und Feld gewandert ist und die höchste Entfaltung des tierischen Lebens hat auf sich wirken lassen, umgeben von singenden Vögeln, gaukelnden Schmetterlingen und summenden Käfern und sieht seinen Fuß plötzlich in ödes Dünengelände, der fühlt sich mit einemmal allein und verlassen, fern von rege pulsierendem Leben.

Lohnt es denn, so könnte man fragen, unter solchen Umständen ein Kapitel dem tierischen Leben auf den Dünern zu widmen? O ja. Wohl sind dem Schilderer der Dünensfauna mancherlei Beschränkungen auferlegt; er kann nicht so aus dem Vollen schöpfen, als wenn es gelten würde, die Tiere des Waldes oder des Bruches zu beschreiben; aber erstens darf das, was er zu bringen hat, in mancherlei Hinsicht ein besonderes Interesse für sich in Anspruch nehmen, indem die in den Dünens lebenden Tiere bei ihrer eigenartigen Umgebung nicht nur äußerlich gewisse Abänderungen erfahren haben, sondern auch in ihrer Lebensweise von den unter normalen Verhältnissen lebenden Artgenossen abweichen. Dann aber sind die Dünens



gar nicht so arm an Tieren, wie es auf den ersten Blick scheint. Man gehe den sanft ansteigenden Abhang einer großen Wanderdüne hinauf, ganz aus aller Vegetation heraus. Um einen herum nichts als seine Sandkörnchen, die vom Winde langsam vorwärts gerollt werden. Das scheint zunächst das einzige Lebendige und Bewegliche in der Umgebung zu sein. Und nun knie man hin und studiere den Boden etwas genauer. Da ist hier ein kleines kreisrundes Loch im Sande, das einer Cicindelen- oder Sandkäferlarve zur Wohnung dient, und da noch eins, und da läuft eine sandfarbige Spinne und dort bewegen sich kleine Fliegen und Mücken. Da merken wir, daß auch auf diesen weiten, öden, so tot scheinenden Sandwüsten nicht alles tierische Leben erstorben ist. Um wie viel mehr werden wir an den Stellen der Dünen, wo sich Vegetation befindet, mancherlei Lebewesen antreffen.

Eines macht ferner die Dünen mit ihren glatten Flächen, die jeden Eindruck genau verzeichnen, für den Zoologen, Jäger und aufmerksamen Naturfreund noch ganz besonders interessant: sie liegen vor dem, der darin zu lesen versteht, da wie ein aufgeschlagenes Buch. Wie es den Jäger nicht in der Stube duldet, wenn draußen im hellen Wintermorgen eine „Neue“ blank und weiß entgegenleuchtet, die es ermöglicht, an den im Schnee verzeichneten Spuren und Fährten innerhalb weniger Stunden soviel über den im Revier vorhandenen Wildstand zu erfahren, wie man sonst bei monatelanger, mühsamer Beobachtung im Sommer kaum zusammenbringen könnte, so hat es auch für den einigermaßen spurenkundigen Naturfreund einen eigenen Reiz, durch die Dünen zu wandern und sich erzählen zu lassen von dem, was die frei lebenden Tiere in der vorigen Nacht, oder gestern oder vorgestern hier getrieben haben.

Da, diese Krikkelkrakelspur im Sande führt von einem großen Wasserkäfer her, der vom Winde verschlagen worden ist und hier auf der Düne Kreuz- und Quergänge gemacht hat, und dort die vertieftesten Schlangenlinien hat der heimtückische Ameisenlöwe hinterlassen, der ausgezogen ist, sich einen neuen

Fangkessel zu graben. Was bedeuten aber jene zwei ganz parallel nebeneinander herlaufenden zackigen Linien? Eine Kröten-spur ist's, herrührend von einem nächtlichen Jagdausfluge dieser Einsiedlerin. Wenn wir Lust haben, können wir, der Spur fol-gend, mit Leichtigkeit das Tagesversteck der nützlichen Insekten-vertilgerin auffinden. Unter einem vertrockneten Lattichblatte endigt die Spur. Da sitzt unsere dicke Freundin rund zusammen-gekauert. Jetzt treffen wir auf eine größere Spur. Perlchnur-artig sind die Fußabdrücke aneinander gereiht. Ein Fuchs ist hier „geschnürt“, wie der weidmännische Ausdruck lautet. Da müssen wir ein Stück folgen, um zu sehen, was der interessante Räuber getrieben hat. Vorwärts geht's. Jetzt kreuzen wir eine von den oben erwähnten „Krikkelkrakelspuren“. Unser roter Freund ist ihr gefolgt und dort an ihrem Ende, da hat er den Käfer aufgenommen, um den begonnenen Streifzug gleich fort-zusehen, auf jenen aus dem Sande herausragenden Baum-stumpf lossteuernd. Es könnte ja dort was Genießbares an-geweht sein. Aber wir kommen nicht bis hin. Plötzlich biegt die Fuchsspur fast rechtwinklig ab, auf einen Trupp Dünengras hinzielend. Der Räuber, wir merken es an den veränderten Spuren, hat eine langsamere Gangart angenommen, ist mehr geschlichen, sieht ein paar tiefe Eingriffe im Sande und erst ein Stück weiter wieder Spuren - ein Sprung ist gemacht worden. Da finden wir auch den Grund dafür: ein frisches Hasenlager. Die feine Fuchsnase hat den arglosen Hasen auf weite Ent-fernung gewittert; darum das plötzliche Abbiegen von der erst eingeschlagenen Richtung. Freund Lampe aber ist in rasenden Fluchten die Dünne hinaufgeeilt, den scharfen Fuchsfängen glück-lich entronnen. Wenn wir den Zollstock zufällig bei uns trügen und könnten die Hasenfluchten nachmessen, wir würden über ihre Weite erstaunt sein. Eine Flucht von vier Metern ist nichts Seltenes. Es ging ja etwas bergauf, und da konnte der Hase mit den langen Hinterläufen seine ganze Schnelligkeit entfalten. Und der Fuchs? Dem ist's nicht eingefallen nachzuprellen. Wie wird der schlaue Reinecke in den kahlen Dünnen einen gesunden

Hasen hehen! Im dichten Walde eher einmal. Der Sprung ist mißlungen; resigniert hat der Räuber seinen Streifzug fortgesetzt.

Indem wir weiter folgen, bleiben wir plötzlich stehen, den Blick erstaunt auf den Boden geheftet. Küh hier in dieser Einöde? Deutlich sieht man die zwei großen Hufe im Sande abgedrückt. Sachte, mein Freund. Du stehst vor der Fährte unserer seltensten deutschen Wildart - vor der des Elches. Vier Stück von diesen reckenhastigen Tieren sind in der vergangenen Nacht die Düne hinausgezogen, dem Hafte zu. Wir brauchen nicht nachzugehen. Die treffen wir nicht mehr an. In breiter Straße, oft auf Hunderte von Metern sichtbar, führen diese großen Fährten die Dünenhänge hinauf.

Da fällt uns auf, daß in einiger Entfernung von uns auf der Düne herumgewirtschaftet worden ist, ohne daß wir irgend welche Fußspuren feststellen können, die nach der Stelle hinführen. Das kann also nur ein Vogel gewesen sein, der sich aus der Luft dort niedergelassen hat. Wir gehen hin: richtig, die charakteristische Krähenspur, besonders an der langen Hinterzehe mit der gekrümmten großen Kralle erkennbar. Umherliegende Grasbüschel und Holzstückchen sind von dem Vogel auf der Suche nach etwas Genießbarem umgewendet worden. Wo die Spur anfängt, finden sich zu beiden Seiten sächerartige Eindrücke, ähnlich dem verwischten Bilde des preußischen Adlers auf dem Schilde vor dem Dorfshulzenamte. Hier ist die Krähe eingefallen und hat mit den großen gespreizten Schwungfedern beiderseitig den Boden gestreift. Daher die eigenartigen Abdrücke im Sande, die dem Nichtkenner oft viel Kopfzerbrechen bereiten. So haben uns bis jetzt die stummen Dünen lange Geschichten von dem Tun und Treiben der Tiere erzählt, ohne daß wir ein Lebewesen, bis auf jene dicke Freundin unter dem Lattichblatte, zu sehen bekommen haben.

+

## Dünen-Rutsch.

Im Dorfe Alt-Niegeln, das zweihundert Jahr  
von der bösen Düne begraben war,  
erweckte ein Schreckensschrei jüngst alle Toten:  
„Das jüngste Gericht naht! Auf zu den Booten!“

Und der Toten Schar, von Entsehen voll,  
aus den grauen modernden Gräbern quoll.  
Jeder schleppt' seine Sünd', einen schwarzen Packen,  
auf dem lasterschundenen, blutenden Nacken . . .

Die Dünenhänge, sonst still und tot,  
hoben und senkten sich jäh wie im Sturm ein Boot.  
Und plötzlich gebaren die weit aufklaffenden Wände  
klappernde Totengebeine und Totenhände . . .

Und schrill stieß ins Haff der angstwilde Schrei:  
„Auf zu den Booten! Das Haff ist noch frei!“  
Und durch die aufwirbelnde, berstende Erde  
hechten die Fliehenden mit irrer Gebärde.

Hechten zum Ufer . . . , fanden kein Boot . . .  
Fühlten im Nacken den eiskalten Tod . . .  
Stürzten ins Haff . . . , es peitschend mit Leibern  
und Händen,  
dass es wild hochsprang an den schreckstarren  
Dünenwänden.

Da . . . erwachten die Dünen aus ihrem Starr-  
krampf, sprangen hinzu  
und deckten der Toten Gebeine mit ihren Sandleibern  
barmherzig wieder zu.

Dort ruhen sie nun, bis das jüngste Gericht einstens  
wirklich wird kommen:  
wenn die Sünde der Menschen der Gipfel höchsten  
erkommen.

Fritz Rudnig.



## Sommernacht in den Dünern.

Von Otto Stallbaum.

Hinter Neu-Kunzen, in der Gegend des von der Düne überwanderten Alt-Kunzen, vor uns das Haff, hinter uns die alte Dorfstelle.

Hier rasten wir, um abzukochen; denn wir haben noch einen Nachtmarsch über die Dünern vor, die sich in langer Kette von Rossitten nach Sarkan hinziehen. Über den hin- und herzüngelnden Flammen brodelt lustig die Suppe. Ein prächtiger Sommertag. Trotzdem es schon spät ist, merkt man nur an dem Verschwinden der Sonne hinter dem Horizont, daß der Abend hereinbricht. -

Die leichten Wolken über dem Hafse färben sich rosigrot. Ihren zartumrandeten Gestalten gibt das feine Blau des Himmels einen wundervollen Hintergrund. Auch das Haff ist ein herrliches Farbenspiel. Das duftige Rosa und das feine Blau geht in ein duftiges Violett über. Das ganze Bild ohne scharfe Linien, alles verschwimmt ineinander. Nur durch einen zarten, dunklen, kaum merkbaren Bogenstrich wird der Horizont angedeutet, den das gegenüberliegende Festland der Niederung bildet. Der liebe Gott hat uns hier ein Aquarell gemalt, so voller Duft und Farbenhauch, wie man es schöner in keiner Gemäldeausstellung der Weltje finden könnte. Immer tiefer werden die Farben. Nichts lenkt uns ab. Kein Lüftchen regt sich. Kerzen gerade steigt der Rauch unseres Feuers in die Höhe. Das Haff

liegt ruhig vor uns wie ein Spiegel. Wir schauen und schauen... „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Überfluß der Welt!“

Bei des Feuers Schein verzehren wir unsere Suppe. Dunkel wird es heute nicht. Die hereinbrechende Finsternis der Nacht verdrängt der gute alte Mond mit seinen lieben Sternen. Je später es wird, um so heller wird das silberne Leuchten der Nachtgestirne. Die Flammen unseres Feuers leuchten nun rot und gelb in die Nacht hinaus.

Gegen Mitternacht verlassen wir unsern schönen Lagerplatz und ziehen am Haff entlang in der Richtung nach Sarkan. Bald lassen die ins Haff abfallenden Steilhänge der Dünens uns keinen gangbaren Steig mehr am Ufer finden, und es geht den Abhang hinauf, einer hinter dem andern; Gespenstern gleich begleiten uns lange Schatten. Mühsam der Aufstieg, aber dafür auch reichlich der Lohn. Unser Fuß versinkt nicht mehr wie am Tage im Dünensand. Es ist ein leichtes Dahinschreiten über die gewaltigen Sandberge. Der Tau der Nacht hat den Sand durchfeuchtet und dadurch gesiegelt. Wir wagen die Stille der Nacht nicht zu stören, schweigsam ziehen wir unseres Weges. Im fahlen Licht des Mondes ziehen uns voraus die weiten Dünenkämme. Begleitet von ihnen geht es hinaus in die Wunder der Nehrungsnacht. Besonders hohe Kämme locken uns hinauf. Wir steigen hinan, um uns aber sehr bald wieder abzuwenden; denn hoch oben vom Kamm schauen wir hinunter in ein schwarzes Nichts, das erst da aufhört, wo wieder die lichten Sterne gehen. Bei jedem Schritte fürchtet man nun, einen Fehltritt zu tun und hinabzustürzen in die Finsternis, trotzdem man vom Tage her weiß, daß der weiche Sand jedem Sturz die bösen Folgen nimmt. Die Nacht aber gibt jedem Dinge groteske Farben und Formen; anscheinend hat sich selbst unser Erinnerungsbild durch diese neuen Eindrücke vollkommen verdrängen lassen. Als wir uns von dem Dünenkamm abwenden, lassen wir die Blicke zur See weiterschweifen, die leise zu uns herüberraust. Der Mond ist allmählich höher gestiegen, und sein Silberspiegel leuchtet von

der dunklen See heraus. Über uns und um uns das Heer der Sterne. Wir einsame Wanderer auf einem schmalen Streifen Land zwischen zwei gewaltigen Wässern.

In dieser Nacht auf den Dünern der Kurischen Nehrung erlebten wir, übersunkelt von dem Himmelsgestirn, die tiefsten Wunder unseres Erdgestirns. -

Weiter und weiter schreiten wir durch den fahlen Sand.

Hellere Hügel wechseln mit dunklen Tälern. Wir kommen uns in diesen Sandmassen fast wie Wanderer vor, die auf einem fremden Planeten gelandet, um ihn zu erforschen. Erst die von Nidden und Brüsterort regelmäsig herüberblinkenden Leuchfeuer erinnern uns daran, daß wir auf unserer lieben Mutter Erde sind, deren Zauber sich uns hier so gewaltig offenbart.

Ein schmaler, dunkelroter Streifen über der See deutet auch jetzt noch an, wo der tote Tag versank. Oder will schon der neue Tag anbrechen? Dazu ist es wohl noch zu früh. Aber wir erleben es tatsächlich, daß der schmale Streifen des Abendrots überhaupt nicht völlig versinkt, daß er sich vielmehr allmählich verbreitert, immer weiter und weiter nach Osten ausdehnt und schließlich zum Morgenrot des neuen herrlich anbrechenden Tages wird.

Rot wie ein Feuer-Ball steigt die Sonne endlich aus dem Haff empor. Ihre ersten Strahlen finden uns noch in den Dünern. Freudlich leuchtet sie uns am folgenden Tage, einem Freudentage am Herzen Gottes.

+

## Es hat der goldne Abendschein . . .

Es hat der goldne Abendschein  
geküsst die stille Flut.  
Nun steigt es in ihr Angesicht  
wie dunkle Purpurglut.

Er legt ihr um das blaue Kleid  
ein flimmernd Gürtelband.  
Zwei Königskinder - halten sie  
sich lächelnd an der Hand.

Umdämmert liegt die Düne da  
in träumerischer Ruh!  
und schaut dem goldenen Sonnenglück  
der schönen Herrin zu. - -

Frieda Jung.

## Nehrungsdorf.

Ein blauer Streifen Meer,  
ein weißer Streifen Sand,  
ein grüner Hügel Wald,  
verträumt, versonnen,  
ein Fischerdorf,  
Wolken darüber her,  
hinter den Bergen das Land!

Carl Lange.



## Ullmenhorst.

Von Otto Stallbaum.

Eine Pfingstnacht war's. - Wir hatten Rossitten verlassen und wanderten den Strand entlang. Eben sank die Sonne ins Meer. Die goldene Straße, die auf den Wassern zu ihr führte, wurde immer schmäler. Stumm und in uns gekehrt sahen wir dem gewaltigen Schauspiel zu. Keiner störte des andern Andacht. Leise rollten die Wogen an den Strand. Rotglühend versank das Licht in den tiefen Wassern. Weiter wanderten wir den Strand entlang. Nun stiegen wir über die Vordüne, um uns in ihrem Schutze einen Lagerplatz zur Nacht zu suchen. Wie staunten wir alle, als wir vom Kamme der Vordüne in dunklen Erlen eingebettet die schattenhaften Umrisse eines kleinen Häuschens sahen. Es war die Beobachtungsstelle der Vogelwarte Rossitten, „Ullmenhorst“. Hatte uns Zufall oder Fügung gerade zu diesem einsamen Häuschen gelenkt, daß uns jetzt eine stille Predigt halten sollte? Stumm und doch bereit sprach der kurze Hausspruch auf seiner Giebelwand: „Zur Ehre Gottes und seiner Natur!“ Ich glaube, wir hatten die Hände gefaltet, als wir die Worte lasen. - Noch in diese Andacht versunken, wanderten wir weiter. Nach einer Weile sachten wir nun unser Lagerfeuer an. Manches besprachen wir in dieser Pfingstnacht, die für uns so voller Wunder war. Und einer gestand dem andern, wie dieser Hausspruch ihn tiefinnerlich ergriffen; besonders weil er bezeugte, daß auch die Wissenschaft, die in diesem Hause wirkte, sich tief vor dem Herrgott beugte, daß sie ihr Werk ganz in den Dienst des Schöpfers stellte, voll Dank und vor Ehrfurcht vor dem Allmächtigen.



## Skizzen aus dem Niddener Tagebuch.

Von Leo Holstein.

Kirche von Nidden. Wer oben auf der höchsten Düne steht und das kleine Dörschen in die Haffbucht geschiegt sieht, dem blüht sie rot und schmuck und niedlich aus dem Tannenblaugrün entgegen. Auch wer von Pillkoppchen ansegelt, sieht zuerst ihr Turmdach über den Sandkamm winken. Neben dem Leuchtturm ist sie das Wahrzeichen dieses Nahrungsstücks. Wer verstiegen ist und gern klassische Bildung zeigt, wird hier die Akropolis zitieren, die den Fischer auf dem fernen Meer von weitem grüßte. Wie bei jedem Vergleich stimmt etwas auch hier, wenn es einer ins Ostpreußische, Winzige, Seitabliegende überseht. Wenn du die Steintreppe aus kaum gefügten Quadern emporkletterst, merkst du: nichts von Akropolis. Nicht einmal jener Reiz verklungener Tage, der um das Kleinste Zeiteu spinnt. „Modern“ und jung und neugebacken aus rotem Ziegelstein steht sie da, die kleine Kirche von Nidden. Und innen ist sie kahl und käßlich und ärmlich und schlicht und ernst wie alle protestantischen winzigen Kirchen des Nordens. Keine Rose ist hier denkbar als Symbol, die aus Gotik glücklicherer Gegenden als Krönung erwuchs. Ihr Symbol ist anders. Die Stranddistel, die mühsam und zäh aus Sand sich Leben erkämpft. Und doch gibt es Tage, da auch hier Farbe, Licht und Leben um die Dinge springt: An jenen Sonntagen, wenn die Sonne durch die schmalen Fensterchen dringt, über Altar und Gestühl breite Lichtbänder spannt, zitternde Ringe an die Kalkwände malt. Während fern die See in die Orgelpausen rauscht, fühlst du hier Stille im Stillen. Blihartig empfindest du, daß hier eine Eigenart lebt. Ihr zieht die Seele zum Himmel, ihr Kathedralen des Westens und zieht sie wieder hinab. Denn der Strom der Straße rauscht durch euch, nicht neben euch. Ihr umspinnt die Seele mit Weihrauch und Mystik, ihr Kirchen des Ostens, denn alles Leben ist euch Wunder und Traurigkeit. Ihr gebt der Seele

den Frieden, ihr kleinen, abgeschiedenen Dorfkirchen des deutschen Nordens, denn das Leben ist auch Pflicht und Arbeit. -

Als eben die Vormittagsglocke zum ersten Male ausgeläutet hatte, da stakte ein Paar durch den Sand der Dorfstraße heran. Und wie dieses Paar, sind fast alle, die da den Kirchberg heraufklettern, nur abgewandelt durch das Lebensalter. Es ist Jan Maat, der zur Kirche geht. Noch fühlt er die Planken des Kahns unter den Sohlen. Und deshalb stößt er auch auf Land und Sand wiegend beim Gehen ab. Ruhig und bedächtig. Denn wer nachts und am Tag auf dem Wasser liegt, der lernt zwischen Himmel und nassen Spiegel den schweigenden Rhythmus der Natur. Unbewußt, aber desto tiefer. Der kennt nie das Jagen und rasche Sprechen der Leute aus der großen Stadt, der läßt die Worte nur wie Tropfen fallen. Und vollends mit der eigenen Frau, da spricht man gar nichts, wenn man zur Kirche geht. Was zu sagen war, ist längst gesagt. Jan Maat hat den Sonntagsanzug an. Aus blauem Marinetuch ist der und sauber. Und mächtig, so mächtig, daß er noch um die mächtigen Glieder mit den schweren Knochen schlenkert. Wem bei der Werktagsarbeit das Wasser über Jacke und Stiefel rinnt, der Tang an den Beinen klebt, der Fischgeruch in die Kleider dringt, für den ist der Sonntagsanzug etwas Besonderes. Für den ist das Rasieren ein feierlich Ding. Und das Kinn wird so peinlich geschrapt, daß nur der Backenbart an den Winkeln stehen bleibt.

Jan Maat blinzelt mit zusammengekniffenen Augen misstrauisch den „Stadtfrack“ an, der ihm entgegenkommt. Ob er „Stadtfrack“ sagt, wie die da drunter im Bayerland, ist nicht gewiß, aber er denkt „Stadtfrack“. Er blinzelt so, wie er der Wolke entgegenblinzelt, die den Sturm bringt. Wolke und Stadtfrack bringen die Unrast. Und Unrast bringt Misstrauen bei Jan Maat. Das braune Gesicht, in das Sturm, Wasser und Arbeit hundert Fältchen gruben, bekommt zweihundert Fältchen. Doch zwischen den Fältchen, besonders in den Augenwinkeln, sieht ein Schalk: Der Stadtfrack bringt Geld ins Dorf. So laßt ihn leben, wenn er auch keine Flundern fängt, immer

gespreizt wie der Dorfhahn geht und drüben in der Stadt „nienuhig Tieg“ treibt. So denkt Jan Maat. Ob er denkt? Vielleicht fühlt er mehr, als er denkt. Dafür hält er fest das Gesangbuch in den schwieligen Fäusten. „Das Wort sie sollen lassen stahn!“ Mag auch der und jener von den Jungen, die die der Weltatem anblies und der „vieler Menschen Städte sah“, eine neue Unrast ins Dorf bringen. Ihr wißt, wie der alte Jan Maat von der Unrast denkt.

Neben Jan Maat geht seine Frau. Klein ist sie neben ihm und verschwindet fast. Still ist sie, denn er will es so. Und sie auch, – augenblicklich. Und in allem ist sie der weibliche Jan Maat: im Gang und im Gesicht, und wie sie das Gesangbuch hält. Aber sie bringt die „farbige Note“ in das Bild. Farbige Note? Etwas Verrücktes, wie es nur ein Stadtfrack ausdenken kann. Noten lernen die Jungs und Margellen beim Lehrer in der Gesangstund'. So würde die Frau von Jan Maat denken, sie hat gar nichts gedacht. Sie hat nur, wie es sich am Sonntag gehört, das bunte Kopftuch um den Kopf sauber geschlungen, hat die bunte Schürze umgebunden. Beim Stieglitzpärchen, das da über die Dorfstraße huscht, hat das Männchen das buntere Kleid. Beim Menschen ist das umgekehrt. Bei Jan Maat und beim Stadtfrack. Nur darin stimmen sie überein. Das wird seine Gründe haben. –

Sonntagsstille verhält den Atem. Das Zittern der Sonnenstrahlen wird fast zum Summen. Noch hat die Orgel nicht das Spiel begonnen. Leise kommen sie herein und halten ein kurzes Gebet, die Alten und die Jungen. Nur dann und wann ein Füßescharren auf dem Fliesenboden, ein Türklopfen. Kurzes Nicken als Gruß. Leben ist nur in einem Auge. Sonne strahlt auf Blaujacken der Männer, hüpfst auf die bunten Frauentücher, bleibt einen Augenblick auf dem wettergebleichten Flachhaar der Jungen, und ruht dann aus wie milder Schein über den Köpfen der Patriarchen. Die sitzen ganz vorn am Altar. Jan Maat, wenn er siebzig Jahre ist und wenn er schneeweisse Haare hat. Noch härter und kantiger und eckiger sind diese

Schädel geworden. Aber aus einem Holz geschniht. Dürersche Apostellöpfe.

Eines Tages werden sie draußen schlafen, wo die Holzkreuze auf der Düne stehen. Holzkreuz neben Holzkreuz, schlicht und handgeschniht. Kunst, wie sie der Vater dem Sohn vererbte. Da stehen die alten Namen, die noch heute im Dorf jeder kennt. Ein paar Kreuze ohne Namen: Wer kennt den fremden Mann, den das Seewasser anspülte? Feuerlilien wachsen um die flachen Sandhügel und Feldblumen. Da und dort hat einer das Grab mit Brettern eingefasst, weiß gestrichen und einen rührenden Spruch darauf gemalt. Du siehst, wie mühsam, aber mit Sorgfalt die Faust den Pinsel führte. Immer wieder die Melodie dieser harten Landschaft: Nicht Schmerz um das Verlorene. Gefährlichkeit. Die Hoffnung auf da drüben. Wie die Menschen, so die Kreuze: Aus einem Holz geschniht. Das ist ihre Größe und ihre Schönheit.

+

## Liebe in Nidden.

Aus deinem immer nahen Antlitz muß  
ich erst die alte Landschaft wieder suchen.  
Noch fängt das Meer mich wie dein blauer Kuß,  
und wie dein Schweigen dunkeln unsre Buchen.

Du bist der Täler und der Wälder Gang,  
das gelbe Leuchten unsres Dünensalles  
bis hin zum Haff. Du bist der stille Hang,  
die Palme und der Hain und Alles.

Du, aufgelöst in Landschaft, Urgewalt,  
Musik und Stille, Licht und Windfansaren, -  
wirfst du mir wieder wandelnde Gestalt:  
im blauen Kleid und weichen Birkenhaaren?

Dr. Walther Harich.

## Erinnerung an Schwarzort.

Das Dorf liegt still in tiefem Abendsrieden,  
die Sonne ging schon längst im Meer zur Ruh',  
der Wald steht schwarz, in schwermütigem Träumen,  
und deckt leise sich zum Schlafen zu.

Kein lauter Ton! Im Haff nur quaken müde  
die Frösche, wo das Schilf im Winde sickt,  
und vor dem kleinen, grünumrankten Hause  
der alte Fischer seine Nehe sickt.

Die Kinder stehn um ihn und lauschen heimlich,  
was er von Stürmen und von Schiffbruch sagt  
und von dem dunklen Tod in weißen Dünern  
und von Frau Ute, die im Winde klagt.

Die Mädchen wandern durch die leere Straße,  
sie singen weich und traurig Lied um Lied.  
Fern auf des Haffes sanft bewegten Wogen  
ein dunkles Segel still vorüberzieht.

Ursula Sinnhoefer.

Bleich lugt des Leuchtturms Licht schon durch die Fichten.  
Der Abend färbt den Himmel goldenrot.  
Das Dünengras erzählt sich noch Geschichten . . .  
Verträumt lauscht ihm am Strand ein altes Boot.

Und dunkler wird's. Der Mond lugt durch die Spalten  
der Silberwolken, hebt sich auf die Zeh'n  
und sieht am Strand zwei schweigende Gestalten,  
in deren Augen goldne Tränen stehn.

Fritz Kudnig.



### Nächtiges Haff.

Die Nebrung schweigt, es ruht das Fischerhaus  
am Nebelrand des Haffs in kühlem Schlummer;  
der Kiefernwald strekt wie ein Riesenhummer  
darüber seine schwarzen Scheren aus.

Nur einmal, fern vom Mond umsilbert, bäumt  
sich blaß ein Segel, Wellenkämme steigen  
rauschend ans Land - der Wald gebietet Schweigen! -  
Das Haff umwölkt sich wieder - horcht - und träumt.

A. R. T. Tielo.

## Heimkehrende Fischer.

Nun ruft es im Frühlicht bang,  
wie wenn ein Schattenvolk schaffe:  
Die Schiffer schlurzen das Dorf entlang,  
heimkehrend vom grauen Hafse.

Und Stimme auf Stimme hält,  
schon schwanken feuchte Südwesten  
wie drüben im nebelnden Kiefernwald  
buschige Krähennester.

Und es riecht nach Tran und Teer,  
wie sie die Gasse durchwandern. -  
Sie tragen tropfende Eimer, schwer  
von zuckenden Silberzandern . . .

Wie zürnte draußen die Flut  
nächtens mit weißen Zähnen,  
als sie ihr raubten das zappelnde Gut  
in raschlos rauschenden Kähnen.

Und es ließ in der Dunkelheit  
der Wind die Segel knattern,  
als würden sie alle von ihm geweiht  
zu des Todes Gevattern.

Doch war es für Weib und Kind . . .  
Und wolfig die Wanderer verschwimmen,  
und immer wieder erdrückt der Wind  
ihre dröhnenenden Stimmen.

A. K. T. Tielo.

## Sturmacht.

(Ein Kapitel aus dem Roman „Die Sendung des Jurrei Skeilies“)  
von Hanns Müller.

Durch die kahlen Pappeln am Kirchhof pfiff der Märzsturm. Mit geschwollenen Leibern, regennah, sagten die Wolken aus dem verdunkelnden Horizont, er zerrte sie über das aufgewühlte Haff und warf ihre zerfetzten Glieder landeinwärts. Langsam starb der kurze Tag. Alles versank in Dunkelheit, von Windstößen durchschüttelt.

Am Hafen stehen Frauen, haffwärts die Gesichter. Eine Laterne schwankt unsicheres Licht über die Gestalten. Das dumpfe Rauschen der Wellen übertönt die Gespräche. Auf der Mole glänzen Glöckchen, von harten Brechern immer wieder mit Wasser überschüttet. Der Zollkutter durchreißt das Heulen des Sturmes mit scharfem Motorknattern, eine Sirene schrillt auf, die Seitenlichter werden sichtbar. Drei, vier, fünf Rähne machen von der Schleppleine los, der Kutter verschwindet wieder in der tobenden Dunkelheit. Die Rähne werden auf Land geschleppt, Gestalten verschwinden in der Dorfstraße.

Und wieder stöht sich ein Schatten aus der Haffinsternis, mit scharrendem Laut läuft ein einzelner Kahn auf den Strand. Die Männer steigen erschöpft ans Land.

„Noch einer fehlt“.

„Wer?“

„Skeilies und Galgals“.

Das Heulen des Sturmes zerreißt die Worte. Das rotflackernde Laternenlicht hält auf einem Frauengesicht. Große Augen starren auf das Wasser. Nur Wellen und Wellen, von Sicht überstürzt. Mit jedem Wellenberg, den die Frau mühsam erkennt, flattert Hoffnung in ihr auf und sinkt wieder in sich zusammen. Noch kein Zeichen, daß er kommt.

Der alte Horch neben ihr versucht mit einem Fernglase die Dunkelheit zu durchdringen. „Das ist noch kein Sturm, Ilsze.“

Da braucht noch keiner bei umzukommen." Ein weißer Brecher schlägt an die Molenwand und klatscht gegen seinen Ulrock. „Vor zehn oder fünfzehn Jahren, so in den Fünfzigern war ich, da hats mal anders gepfiffen, da unten im Indischen. Die ganze Deckladung, der Fockmast und zwei Mann gingen über Bord. Das war'n Taifun."

Ilsze Skeilies hört kaum die Worte. Ihre Hände liegen verkrampft unter der Schürze. Sie merkt nicht die Wellen, die ihre Füße überspülen, Kälte und Angst durchschütteln sie. Tausend wilde Schreie durchtoben die Nacht, es gibt kein Ding, das stumm in dem Aufruhr blieb. Die schweren Eisenringe an der Mole klappern bei jedem Wellensturz gegen die Steinquadern und zerren an der Verankerung. Von der Hafenstation heult das Nebelhorn. Seine Stimme ist ohnmächtig, der Sturm reiht sie in lächerliche Fehren, mit denen er spielt, sie durcheinanderwirbelt und erdrückt.

Der Platz am Hafen ist leer, nur Ilsze, der alte Horch und zwei Fischer stehen am Holzgeländer. Ein fahlgrauer Schein keimt über dem Haff auf, Dämmerung, die alles noch unheimlicher und ungewisser macht. Schwarzgrün wälzen die Wellen sich heran, peitschender Regen trifft die Gestalten. Der alte Horch kaut an seinem Tabak; ohne das Glas von den Augen zu lassen, starrt er in das Dämmern, nur ab und zu fährt er mit der Hand über die feuchten Gläser.

Da . . . Ilsze läuft auf den Molenweg, ihr Schultertuch bläht sich und fliegt ins Dunkel. Die Männer sehen es auch, links vom Molenkopf ein Schatten. Langsam reiht es sich aus dem Zwielicht . . . der lezte Kahn. Von wilder Kraft getrieben kommt er heran, das Kleinsegel fällt, die Männer ziehen den Kahn an das Land.

Auf der Ruderbank am Mast hockt ein Mensch, barhäuptig, die Arme um das Holz verkrampft. Die Laterne flackert einen Schein über ihn . . . Gaigals. Er taumelt auf, die Männer führen ihn. Das irrende Licht trifft nichts weiter im Kahn, kein Segel, keine Nehe, keine Ruder. Ilsze sucht unter den

Ruderbänken, läuft zu Saigals und zurück ans Boot. Nichts ... Ein Schrei will aus ihrer Kehle, sie wendet sich und sieht die Männer um Saigals stehen, sie haben die Ohl Hüte abgenommen, ihre Fäuste hängen müde herab.

„Wo ist . . .“, sie fragt nicht mit Worten. Saigals ringt aus der Kehle: „Der Großbaum schlug um und traf ihn, da ging er über Bord.“ Er zeigt aufs Wasser, dort. Ilsze sieht hinüber, wo der zitternde Finger des Anderen steht. Dort! Wasser, endlos vom Morgen Nebel langsam überdeckt. --

Der Morgen nahm alle Farbe aus ihrem Gesicht. Weiß und mit starren Augen, in denen der Widerschein des nun stilleren Wassers war, stand Ilsze Skeilis. Ohne Laut öffneten sich ihre Lippen. Der dumpfe Ballen der Männer neben ihr war dunkel und stumm, um sie war ein hoher und spitzer Ton, er war die Einsamkeit, auf deren Schwelle sie nun stand.

Als die Männer aus ihrer Bedrückung sich lösten, fiel Ilsze wie ein müdes Blatt in den feuchten Sand. Der Wind zerrte an ihrem Haar und riss die Morgen Nebel von dem Wasser, den Röhnen und der Steinmole.

Um Ilsze Skeilis stand die Nacht noch einmal auf.

+

## Johannisnacht.

Es hatte flüsternden Zauber entsacht  
über Dünien und Dorf die Johannisnacht,  
um Rossitten ein Gluthauch irrete -  
Sakut, der reichste der Fischerwirte  
sah spät noch am Fenster mit seinem Weib  
und leerter umstækert die Flasche:  
,Hörst Du's? - Im Stalle wiehert es sacht!  
Auf, daß ich ein Wunder der heiligen Nacht  
Endlich als Greis erhasche!

Wisse! Ost hat die Johannisnacht  
Den Pferden Weisheit und Rede gebracht. -  
Und heut' in heimlicher Stunde  
von unsren zwei Rappen erlausch' ich die Kunde,  
wo schimmernd der Schatz in den Dünien ruht!"  
Sie hielt ihn zurück: "Dich umgarnen  
böse Geister - Gott hat uns bedacht  
mit Korn und Fischen - die gleichende Nacht  
will ein Opfer - o laß Dich warnen!" -

Doch er riß sich los, und es wieherte sacht!  
Und er schob sich hinein in die schimmernde Nacht,  
und still an des Stall's Pfosten  
lehnt er auf schattigem Lauscherposten;  
und die Rappen im Dunkel auf knisternder Streu  
spitzten die Ohren und sannen. -  
Und es bebte der Alte: dumpf und verwacht,  
die Uhr überm Dorfe schlug Mitternacht.  
Und die Rappen zu raunen begannen . . .

Er bekreuzte sich - was raunte das Paar?  
Und es sträubte sich feucht sein weißes Haar.  
Er horchte am Türspalt und horchte gut. -  
Sie raunten von ihm, dem Michel Sakut,  
Und es war eine falsche, finstere Mär:  
„Noch giert er nach goldener Habe -  
Und ruht bald in säuselnder Pappelwacht,  
unterm Kreuze wird ihm ein Bett gemacht,  
und es ruht sich gar kühl im Grabe.“ . . .

Da verstummten die Rosse, ihn packte die Wut,  
und er schwang ein Beil: „Der Michel Sakut  
steht heute wie morgen seinen Mann. -  
Und ihr fahrt dem Herrn in die Grube voran  
für eure dreimal verdammte Mär!“ -  
Und er drängte zur dunkeln Kufe. -  
Da bäumten sich beide Hengste mit Macht,  
ihn umwogte rauschende Mähnenpracht,  
und es trafen ihn schmetternde Hufe. - -

Er stürzte zusammen! -

Die rasende Jagd  
der Rappen schäumte hinaus in die Nacht  
auf Nimmerwiedersehen.  
Auf den Blutenden warf sich mit Weinen und Flehen  
in grauen Strähnen sein zitterndes Weib:  
„Er stirbt! So muß er entsühnen  
Gier und Grimm - die Johannisnacht holte ihr Opfer.“ . .  
Und fern hat's gelacht  
über den dämmernenden Dünien! -

A. K. T. Tielo.

## Die Frauen von Nidden.

Die Frauen von Nidden standen am Strand  
über spähenden Augen die braune Hand,  
und die Boote nahmen in wilder Hast,  
schwarze Wimpel flogen züngelnd am Mast.

Die Männer banden die Kähne fest  
und schrien: „Drüben wütet die Pest,  
in der Niedrung von Heydekrug bis Schacken  
gehen die Leute in Trauerlaken!“

Da sprachen die Frauen: „Es hat nicht Not,  
vor unserer Türe lauert der Tod,  
jeden Tag, den unser Gott gegeben,  
müssen wir ringen um unser Leben.

Die wandernde Dünne ist Leides genug,  
Gott wird uns verschonen, der uns schlug!“ -  
Doch die Pest ist des Nachts gekommen  
mit den Elchen über das Haff geschwommen.

Drei Tage lang und drei Nächte lang  
wimmernd im Kirchstuhl die Glocke klang;  
am vierten Morgen still und sach  
ihre Stimme im Leide brach.

Und in dem Dörfe, aus Rate und Haus  
sieben Frauen schritten heraus,  
sie schritten barfuß und tiefgebückt  
in schwarzen Kleidern buntgestickt.

Und sie kloppen die steile Düne hinan,  
Schuh und Strümpfe legten sie an,  
und sie sprachen: „Düne, wir sieben  
sind allein noch übrig geblieben.“

Kein Tischler lebt, der den Sarg uns schreint,  
nicht Sohn und nicht Enkel, der uns beweint,  
kein Pfarrer mehr, uns den Kelch zu geben,  
nicht Knecht noch Magd ist mehr unten am Leben.

Nun, weiße Düne, gib wohl acht:  
Tür und Tor ist dir aufgemacht,  
in unsre Stuben wirst du gehn,  
Herd und Hof und Schober verwehn.

Gott vergaß uns, er ließ uns verderben,  
sein verödetes Haus sollst du erben,  
Kreuz und Bibel zum Spielzeug haben, —  
nun, Mütterchen, komm uns begraben!

Schlage uns still ins Leichtentuch,  
du, unser Segen, einst unser Fluch,  
sieh, wir liegen und warten ganz mit Ruh'!“  
— Und die Düne kam und deckte sie zu.

Agnes Miegel.

## Terzinen am Strande.

Und dieses ist das Bild, dem Leben gleicht:  
Dass unser Wandel wie der weiße Sand  
ganz unermüdlich sich zur Erde schleicht

durch feine Finger einer schmalen Hand.  
Daran die Körner hasteten sehr zart  
mit eines Wunsches halb erfülltem Band;

und dass dies Dasein dennoch schicksalshart  
sich rieselnd in die tote Leere gieht,  
wo alles mündet, was erschaffen ward.

Wie wenn ein träger Strom im Meer versieht.

Martin Borrmann.



Wie der Silberrand einer göttlichen Riesenschale ließ die  
Nehrung in sanftem Bogen von Norden nach Süden. Die Sonne  
brannte im Sande. Kein Lufthauch regte sich. Ruhig lag das  
weite Meer. Nur leichte, müde Wellen rauschten gleichmäßig  
wie leises, wohliges Atmen der schlafenden Flut. Das uralte  
und ewig neue, das eintönige und doch unergründliche Lied  
der klingenden Wasser bannte alle Erdgedanken. Die ganze  
Welt wurde zu einem weichen, kühlen Bett wunschloser, un-  
endlicher Ruhe. Alle Farben und Formen der Erde zerschmolzen  
in der weltweiten, grenzlosen Bläue. In der göttlich be-  
glückenden, menschlich bedrückenden Unendlichkeit wollte sich  
das Auge verirrt verlieren; doch dort, wo sich der klare Himmel  
hernieder zu wölben und mit dem Meere zu verbinden schien,  
fand es einen angstbefreienenden Ruhepunkt. Die Sonne sprühte  
Millionen Diamanten auf die blaugrünen, glatten Wellen, und  
goldene Strahlenbündel schossen wie Feuergarben an der Wand  
des Himmels ins Meer hinab. Das war ein Funkeln und  
Glühen und Rauschen, als hätte die Gottheit ihren prächtigsten  
Majestätsmantel angelegt.

Aus dem Ostlandroman „Der Bauerndoktor“ von Alfred Katschinski.

## Still am Strand.

Weither wallend kommt's gezogen,  
silbern schäumt es auf den Strand,  
weiche, rätselhafte Bogen  
schreibt es lallend in den Sand.

Immer wieder aufgesogen  
stumm von nimmersatt' Sand -  
Immer wieder neue Bogen  
schreibt die unsichtbare Hand.

Walter Scheffler.

+

## Vom Wellenspiel.

Auf Flutfelden,  
im Spiel des Winds:  
ein häumend Bilden,  
doch bald zerrinnt's -

Umsonst dein Wallen,  
o Woge du -  
zurückgefallen -  
und nirgend Ruh.

Walter Scheffler.

## An das Meer.

Du Orgel Gottes in dem Dom der Welt,  
auf der bald Engel, bald Dämonen spielen;  
o Orgel, die so süß singt, bald so gellt,  
wie wenn die Himmel jäh in Trümmer fielen;  
o Orgel, die mich tausendmal beglückt,  
wenn ich bei ihrem Sang den Herrgott schaute;  
o Orgel, die mich tausendmal zerstückt,  
wenn mir vor meinem grauen Nichts-Sein graute . . .  
Weltorgel, du sollst einst, wenn mich der Tod  
mit seiner weißen Knochenhand will fassen,  
du sollst an meines Lebens Abendrot  
all deine Sturmregister spielen lassen! -  
Dann will ich, von Ur-Tönen wild umgellt,  
ins weite Weltall meine Seele recken  
und Gottes Füße überm Sternenzelt  
mit meinen letzten trunknen Küssen decken! . . .

Fritz Rudnig.

## Wege am Meer.

Von Werner Schulz-Oliva.

Wege am Meer: Sie kommen irgendwoher und wissen kein Ziel. Sie sind ein Kreis um die Ewigkeit des Meeres; wer sie wandert, wird schweigend.

Alle Straßen im Land haben das Antlitz ihrer Heimat.

Die Lieder, die der Wind darüber weht, sind eins mit Berg und Wald. Die Seele des Volkes geht zwischen ihren Bäumen und ist in den singenden Quellen, die manchmal nebenher laufen durch Wiesen und Dörfer.

Die Wege am Meer aber sind anders als alle Straßen im Lande. Keine Grenze steigt vor ihnen auf, und keine Berge schließen sie ein. Endlos weit ist ihr Blick, und nur die Wolken sind darüber und der Himmel, der am Ende seiner Ferne in graublaue Flut taucht.

Nie lacht ein Lied auf ihnen und nie ein Scherz. Nur die zeitlose Melodie des Meeres heiligt ihren Lauf.

Stürme brausen auf und fallen in Dünne und Sand. Mövenschrei gellt herab. Von Morgen zu Abend, von Abend zu Morgen rinnt Woge und Welle, brandend und murmelnd, jubelnd und klagend.

Manchmal kommt es, daß in einer Nacht das Meer aufsteht und darüber flutet. Dann sind am Morgen blanke Muscheln zwischen hartem Seegras und die gelben, leuchtenden Tränen uralter Bäume, die vor Jahrtausenden ihre Kronen über das Land hoben.

Ihrer sind wenige, die das wissen, denn die Wege am Meer sind sehr still und sehr einsam.

Der Wanderer aber, der sie lieb hat, ist ein Herrscher. Ihm zu Ehren brennt das Meer in lodernenden Flammen, wenn die Sonne erwacht, und es leuchtet in violetter Reinheit, wenn es Abend werden will. So wundersam ist das, daß er niederknien muß, um zu beten.

Wege am Meer: Ewigkeit wird Offenbarung. Von Leben zu Leben, von Zeit zu Zeit geht ihr endloser Lauf. Der Sand wandert mit, die Flut rinnt den Sang der wechselnden Welt. Ewiges Spiel über sterbender Stunde!



## Sinkender Ball.

Nun brennen die Dünen. Durch zerhackte Wolkenschreie  
bricht Glanz von goldenen Spießen.  
Und in den Regen, der den Tag gerauscht,  
schlägt Gott mit erzenem Hammer.  
Die Wand zerspellt. Die Erde trinkt das Leben.

Wir aber, Irrtums Kinder, beugen uns  
vor Deiner Glorie. Schmachten wir in Schollen,  
am Alltag klebend, fliegt doch Offenbarung  
bei solcher Feier über uns Verzerre.  
Und unser Gram streckt sein entfaltet Antlitz,  
Erlösung fühlend, übers Blachfeld aus.

Martin Borrmann.

## Abend am Meer.

Das Meer wie Milch - und breit hinein  
die sinkende Sonne gießt purpurnen Wein.

Ein Trinken und Träumen weit und breit,  
mit hängenden Segeln säumt die Zeit. -

Die tagüber spielten, der Wind und der Sand,  
sind eingeschlafen auf rosigem Strand.

Und nun auch die Wellen, sie wollen zur Ruh,  
sie trippeln wie Lämmer dem Strande zu. -

Und wie du gewandert und was du gewagt,  
und wie du gesjubelt und wie du geklagt -

Will alles wie Welle und Wind verwehn,  
wird alles ein stilles Nachhausegehn. -

Walter Scheffler.



## Inhaltsverzeichnis.

Geleitwort . . . . .	5
----------------------	---

### 1. Einstimmung.

Ernst Wiechert: Als Gott die großen Dinge der Erde schuf	7
Fritz Kudnig: Die Wunder der Kurischen Nehrung . . . . .	9
Walther Heymann: Ich bin ein Höhenzug . . . . .	15
„Nehrungsbilder“ (Deutschherrn-Verlag, Königsberg pr.)	
Alfred Brust: Tückisches Meer, das baltische . . . . .	15
Alfred Brust: Herbstliche Nehrung . . . . .	16
Dr. Max Simoneit: Vom Werden, Werden ein einsamer Klang	16
(Aus „Dünenlieder“)	

### 2. Der Nehrungswald.

Fritz Kudnig: Nehrungs-Birken . . . . .	17
„Das Lied der Kurischen Nehrung“ (Verlag von Oscar Schlicht in Dresden)	
A. R. T. Tiels: Weidende Elche (Prell) . . . . .	18
„Klänge aus Litauen“ (Verlag von Georg D. W. Callwey in München)	
Gertrud Liebisch: Einsame Nehrungskiefer . . . . .	19
Fritz Kudnig: Nehrungs-Kiefern . . . . .	20
„Das Lied der Kurischen Nehrung“ (Verlag von Oscar Schlicht in Dresden)	

### 3. In den Dünen.

Dr. Franz Lüdtke: Ich sprach mit Gott . . . . .	21
Fritz Kudnig: Auf der Dünne . . . . .	21
„Das Lied der Kurischen Nehrung“ (Verlag von Oscar Schlicht in Dresden)	
Dr. Ludwig Goldstein: Wanderers Gebet . . . . .	22

Fritz Kudnig: Die Düne ragt ins blaue Licht . . . . .	23
Aus „Die Kurische Nehrung“ von Oscar Schlicht (Verlag Gräfe & Unzer, Königsberg Pr.)	
Otto Stallbaum: Gewitter in den Dünen . . . . .	23
Fritz Kudnig: Die Düne . . . . .	25
„Das Lied der Kurischen Nehrung“ (Verlag von Oscar Schlicht in Dresden)	
Fritz Kudnig: Hohe Düne bei Nidden und Tal des Schweigens	26
„Das Lied der Kurischen Nehrung“ (Verlag von Oscar Schlicht in Dresden)	
Prof. Dr. Thienemann: Das Tierleben auf den Dünen . .	27
Aus dem „Dünenbuch“ von Solger (Verlag Ferdinand Enke in Stuttgart)	
Fritz Kudnig: Dünen-Rutsch . . . . .	31
„Das Lied der Kurischen Nehrung“ (Verlag von Oscar Schlicht in Dresden)	
Otto Stallbaum: Sommernacht in den Dünen . . . . .	32
Frieda Jung: Es hat der goldne Abendschein . . . . .	35
Aus „Ost- und Westpreußen im Spiegel deutscher Dichtung“, Herausgeber Bruno Wilm, Verlag von Moritz Diesterweg in Frankfurt a. M.	

#### 4. Das Nehrungsdorf.

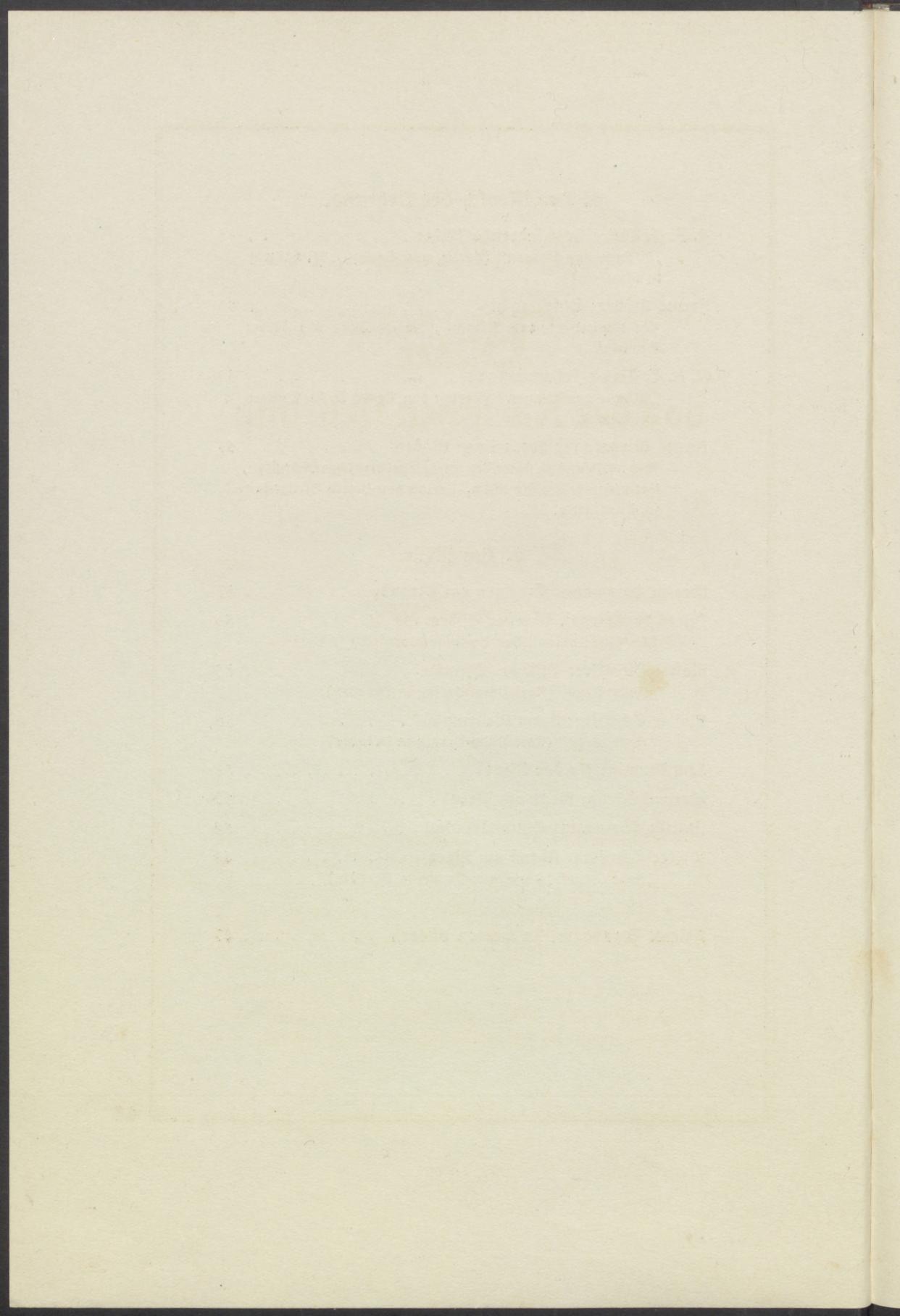
Carl Lange: Nehrungsdorf . . . . .	36
Aus „Die Kurische Nehrung“ von Oscar Schlicht (Verlag Gräfe & Unzer, Königsberg Pr.)	
Otto Stallbaum: Ulmenhorst . . . . .	37
Leo Holstein: Skizzen aus dem Niddener Tagebuch . . .	38
Dr. Walther Harich: Liebe in Nidden . . . . .	42
Ursula Sinnhofer: Erinnerung an Schwarzoet . . . . .	43
Fritz Kudnig: Bleich lugt des Leuchtturms Licht . . . .	44
„Das Lied der Kurischen Nehrung“ (Verlag von Oscar Schlicht in Dresden)	
A. K. T. Tielo: Nächtiges Haff . . . . .	44
„Klänge aus Litauen“ (Verlag von Georg D. W. Callwey in München)	

## 5. Der Mensch der Nahrung.

- A. K. T. Tielo: Heimkehrende Fischer . . . . . 45  
„Klänge aus Litauen“ (Verlag von Georg D. W. Callwey  
in München)
- Hanns Müller: Sturmacht . . . . . 46  
Ein Kapitel aus dem Roman „Die Sendung des Jurrei  
Skeilles“
- A. K. T. Tielo: Johannisnacht . . . . . 49  
„Klänge aus Litauen“ (Verlag von Georg D. W. Callwey  
in München)
- Agnes Miegel: Die Frauen von Nidden . . . . . 51  
Aus „Ost- und Westpreußen im Spiegel deutscher Dichtung“,  
Herausgeber Bruno Wilm, Verlag von Moritz Diesterweg  
in Frankfurt a. M.

## 6. Am Meer.

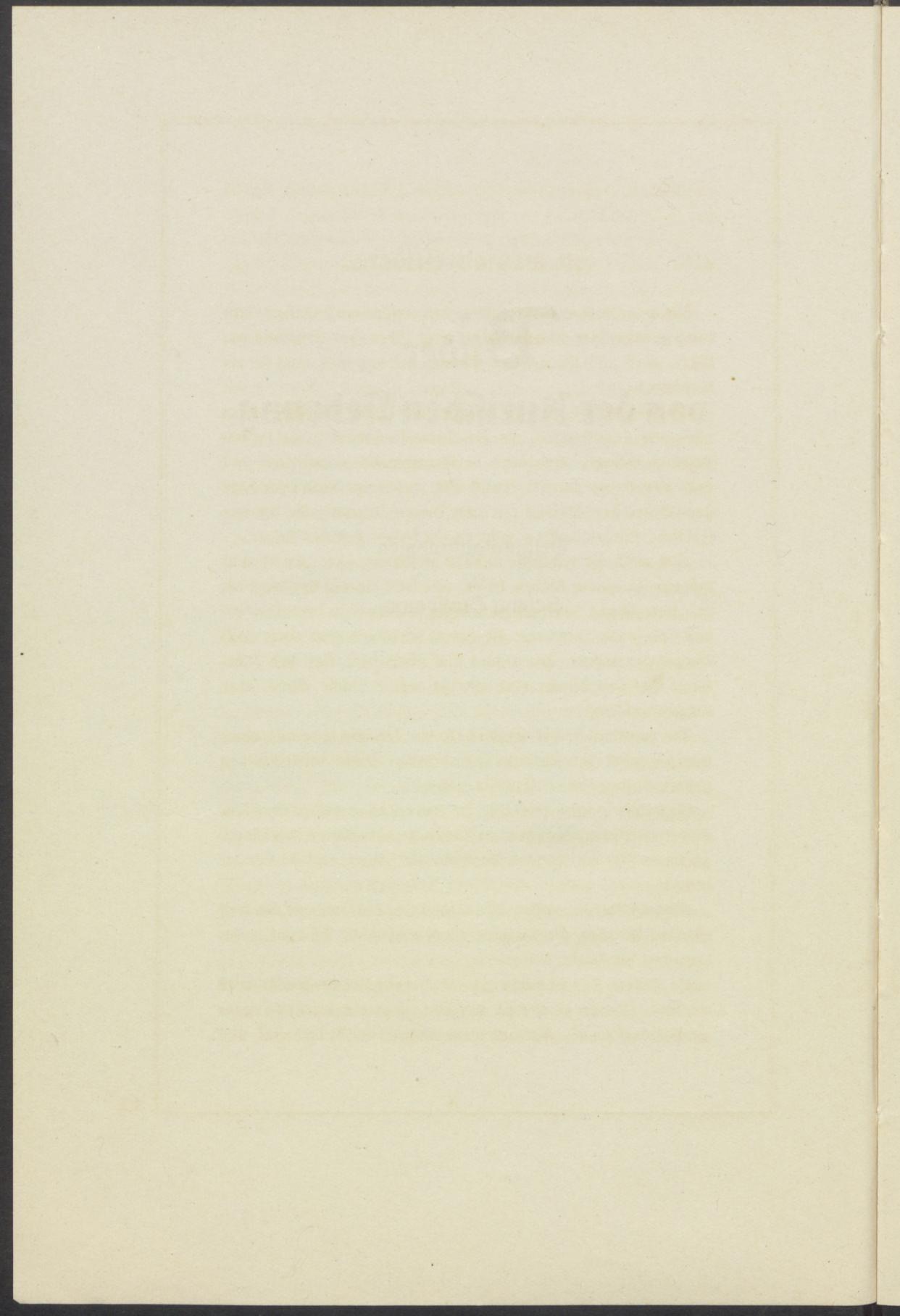
- Martin Borrmann: Terzinen am Strand . . . . . 53
- Alfred Katschinski: Wie der Silberrand . . . . . 54  
Aus dem Roman „Der Bauerndoktor“
- Walter Scheffler: Still am Strand . . . . . 55  
„Helle Wege“ (Karl-Palm-Verlag in Dresden)
- Walter Scheffler: Vom Wellenspiel . . . . . 55  
„Helle Wege“ (Karl-Palm-Verlag in Dresden)
- Fritz Kudnig: An das Meer . . . . . 56
- Werner Schulz: Wege am Meer . . . . . 57
- Martin Borrmann: Sinkender Ball . . . . . 58
- Walter Scheffler: Abend am Meer . . . . . 59  
„Helle Wege“ (Karl-Palm-Verlag in Dresden)
- +
- Helmut Stallbaum: Zu meinen Bildern . . . . . 67



# **Bilder von der Kurischen Nehrung**

**Originalaufnahmen  
von  
Helmut Stallbaum**





## Zu meinen Bildern.

Nur wenige kennen den Reiz, den unsere einzigartige Leh-  
rung gerade dem Lichtbildner bietet. Wer ihre Lichtfülle auf  
Meer, Haff und Düne, ihre Sonne, erleben will, muß sie er-  
wandern!

So zieht es auch mich jedes Jahr unwiderstehlich nach diesem  
einsamen Landstreifen, wo die Natur in hohen Lichtakkorden  
zusammenklingt. Geradezu verschwenderisch ergießt sich das  
Licht der Sonne über Haff und See, und wenn dann noch dazu  
das Spiel der Wolken mit den Dünen beginnt, die sich wie  
fröhliche Kinder haschen, gibt es ein hohes Fest der Natur. -

„Ich weiß die Lichtfülle nicht zu meistern“, oder „Es ist nicht  
möglich, in einem flachen Bilde, das nun einmal begrenzt ist,  
den gewaltigen Horizont von Düne und Haff zu umfassen“, -  
das sind so die Ansichten, die der Lichtbildner nach einer Leh-  
rungsfahrt äußert. Die Bilder sind überlichtet, statt des Licht-  
spiels auf den Dünen eine einzige weiße Fläche Sand, eine  
Schneelandschaft! -

Ihr kennt nicht die intimen Reize des Lichtes; mit einer  
Dampferfahrt zur Aufnahme der hohen Düne bei Nidden in  
greller Mittagssonne ist nichts getan!

Wenn die Sonne erwacht, die Kurenkähne auf glicherndem  
Haff heimkehren, dagegen am Nachmittag die Sonne dem Meere  
goldenen Frieden spendet, das sind die Zeiten, da läßt sich ar-  
beiten!

Eingebettet im weißen Dünensand liege ich mittags am Haff  
oder an der See, die Kamera röhrt mich nicht, sie ruht wohl-  
verwahrt zu Hause.

Es ist vier Uhr nachmittags. Nach behaglichem Kaffee wird  
gerüstet, Platten eingelegt, zur Not dient als Dunkelkammer  
ein Kleiderschrank. Alles ist wohl verpakt im Lederkoffer, und

besonders die Kassetten müssen sehr geschützt bleiben; denn es ist eine ärgerliche Sache, hoch oben auf rauchender Düne den seinen Sand mit auf die Platte zu bekommen.

Die Sonne sinkt tiefer und wirft scheidende Strahlen zur See. Nun geht's zur hohen Düne. Dort oben ist mein Reich! Zur Rechten das Haff. Wie ein Spielzeug mutet der Dampfer Cranzbeek an, der sich wie eine schneeweisse Linie um den Grapster Haken gen Nidden windet. Vor mir die Dünen, die sich wie eine Kette in gewaltig geschwungenen Formen zum Haffe neigen. Links der Abfall der Dünen zum Tal des Schweigens, dahinter spärliche Weide für die Niddener Herde, Palwe, Sand, Nehrungswald, und ringsum das Ganze abgeschlossen durch einen Streifen Meer. In die donnernde See mischt sich das Rauschen des Haffes mit dem Singen des Windes über den Dünen zu gewaltiger Musik.

Der Dampfer zieht weiter seine Bahn, wie eine Möwe schwebt er in weiter Ferne über dem Haffe. Die Dünen werfen in der Nachmittagssonne lange Schatten haffwärts, Linien, Formen, Hell- und Dunkelflächen kommen in das Bild. Ein paar stupfende Schritte, schon ist das Einerlei des Sandes durchbrochen. - Noch tiefer sinkt die Sonne. Die Sandrillen bekommen Form und Ausdruck. Schnell huscht im Vordergrund noch ein Schatten über die Düne, das gibt ein Bild! Nun heißt es rasch arbeiten, nur ein paar Schritte weiter: die Ausläufer der hohen Düne, die mittags wie eine einzige weiße Fläche dalagen, springen in der Abendsonne in grotesken Formen zum Haff, violett greift ihr Schatten haffwärts, golden zum Tal des Schweigens. Einhalb sieben Uhr! Auf Minuten notiert, nächstes Jahr dieselbe Stelle zaubert vollkommen neue Bilder, alles bedingt durch den Sonnenstand und das Spiel des Windes mit den Dünen.

Noch möchte ich hier und da hinspringen, jeder Schritt ein neues Bild, doch muß ich hinunter zum Tal des Schweigens, die Herde zieht heimwärts. Hinter einer Kuppe wird der Apparat aufgestellt. Drohend erhebt sich vor mir die hohe Düne, von schweren Abendwolken umgeben, dazu das unheimliche

Schweigen. - Die Leitkuh kommt näher, friedlich folgt ihr die Herde - wieder freue ich mich über eine Aufnahme.

Ich begleite die Herde zum Dorfe, das Haff hat sich mit golden roten Wolken überzogen. Fischerfrauen führen ihre Küh zum Stall, die Herde verkleinert sich, Flundern werden geräuchert - Bilder des Friedens, zum Aufnehmen wert.

Doch ist mein Tagewerk noch lange nicht vollbracht. Einhalb-acht Uhr, im Laufe wird der Weg zur See zurückgelegt, der Sonnenuntergang darf nicht verpaßt werden. Wie breite Flundern liegen Kähne am Ufer, die Sonne gießt goldenen Brand in die See, im Sande verläuft ihr Geschmeide zu einem letzten feuerroten Aufleuchten. Nur noch ein letzter Lichtstrahl - die Aufnahme ist fertig. O, ich habe schon viele Sonnenuntergänge aufgenommen, doch immer wieder war es dieselbe Enttäuschung, statt Sonne eine weiße zerrissene Fläche im Bild. Diesesmal ist es gelungen, als die letzte flache Sichel über dem Meere golden zitterte.

Abendschatten senken sich über das Meer, stille wird der Seegang. Stumm verharre ich in Andacht. In der glänzend wie ein Spiegel ruhig daliegenden See ist es, als wandle ich zum Tempel Gottes.

Ich nehme Abschied vom Meere, heimwärts blinkt der Leuchtturm. Und mit ihm, gleichzeitig als wollten sie wetteifern, spendet der Mond sein silberweiches Licht, grüßt hinüber zu der erloschenen Sonne. Langsam, auf einsamer Fischerstraße, gehe ich zum Dorfe, begleitet vom Monde, der sein Licht durch die herrlichen Kiefern wirft. Noch wird hin und wieder die Kamera gezückt.

Mondschein über Nidden! Hoch über dem Dorfe stehe ich, da, wo die Kiefern ihr Abendlied singen, verträumt im Grün liegt Nidden unter mir. Silbern ergießt der Mond sein Licht über das Haff, auch diese Mondstimmung ist mein. Noch einmal hinunter zum Haff, um am Ufer beim trauten Fischerkahn die Silberbahn des Mondes zu erfassen. Ganze kurze Belichtungszeiten - bis zu einer Minute - genügen.

Das große blinkende Auge des Leuchtturms leitet mich zur Ruhe. --

Schwarzort, dem Waldesparadies der Nehrung, gilt mein nächster Besuch. Hoher Kiefern- und Tannenbestand wechselt mit lieblichem Laubwald in einer solchen Fülle, daß die Sonne an manchen Stellen nur mühsam ihren Weg findet. Da fällt es schwer, ein Bild herauszusuchen, man muß sich auf Einzelheiten beschränken. Frühmorgens, wenn der Tau auf Gras und Nadeln liegt, oder abends die Sonne das Tannental durchglüht, dann wandere ich wie durch einen Märchenwald. Eine kleine Tanne wird vom Lichte liebkost, ringsum stehen dunkel schirmend die Alten. Schon dieser kleine Ausschnitt gibt ein Bild von der ganzen Schönheit des Tannentales, wie es uns die Ansicht eines großen Kiefernbestandes wohl niemals bieten könnte. -

Ich habe mit meinen bisherigen Ausführungen versucht, etwas vom seelischen Erleben auf der Nehrung zu geben, und wie man es im Bilde erfassen kann. Die Sonne, die im Überfluß um die Mittagszeit brannte, die Sonne, die mir Kraft und Erholung gab, sie ist, weise genutzt, das ganze Symbol der Lichtbildnerei. Das Lichtbild will Licht und Sonne geben, nicht Farben. Dazu ist es berufen, es will nur Lichtkinder sein. Dazu gehört das Wandern mit ganzer Seele. Immer wieder neue Erfahrungen, immer wieder der Reiz des Lichtes, sei es im Sommer auf lichtdurchglühter Düne, im Winter auf vereistem Haff oder bei rauhreisbedeckten Birken, schaffen neue Perspektiven, neue Linien, neue Flecken, neue Stimmungen. Dazu gehört eine Linse, die auch das wiederspiegeln soll, was die Seele empfindet. Dann sei auch verraten, womit diese Bilder geschaffen wurden: es ist der Doppel-Plasmat der Optisch-mechanischen Industrie-Anstalt Hugo Meyer & Co. in Görlitz, eine Linse, der, ich möchte sagen, eine Seele eingehaucht ist, und mit diesem einzigartigen Objektiv ausgerüstet, war es mir möglich, im Bilde den Zauber und die Wunder der Nehrung zu erfassen. Dank der Firma dafür, Dank auch den geheirten Verfassern, die die Beiträge zu diesem Buche überließen,

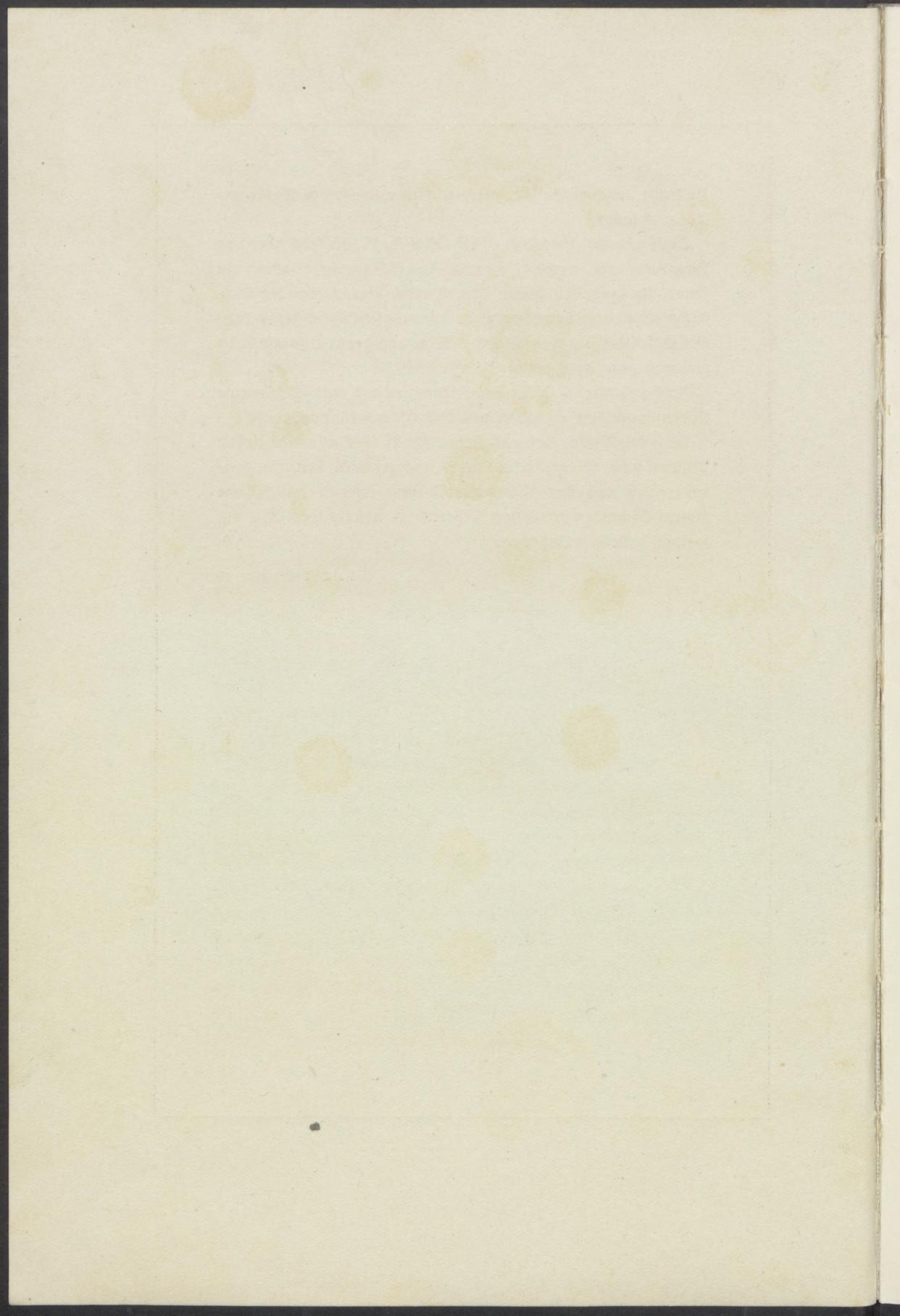
Beiträge, wie geschaffen, um die Bilder in diesem Werke erleben zu lassen!

Dank gebührt ebenso der Zeih-Ikon A.-G., die solch herrliche Apparate, wie meine Universal-Juwel-Kamera schufen, ein Juwel im wahrsten Sinne des Wortes. Gerade bei der Vielseitigkeit meiner Kamera war es mir möglich, die Eigenschaften des Objektivs durch wechselnde kleine und große Bilderaufnahme voll und ganz auszunutzen. -

Zu Hause sitze ich in der Dunkelkammer und entwickle meine Nahrungsplatten - Platten von Otto Peruh-München. -

Nach des Tages Last und Arbeit schaffe ich dort meine lieben Platten und Bilder, erlebe dort noch einmal den Sonnenuntergang und den Märchenwald und träume und spinne meine Gedanken zu neuen Fahrten, zu neuem Gut Licht auf meiner geliebten Nahrung.

Helmut Stallbaum.





Nahrungswanderer



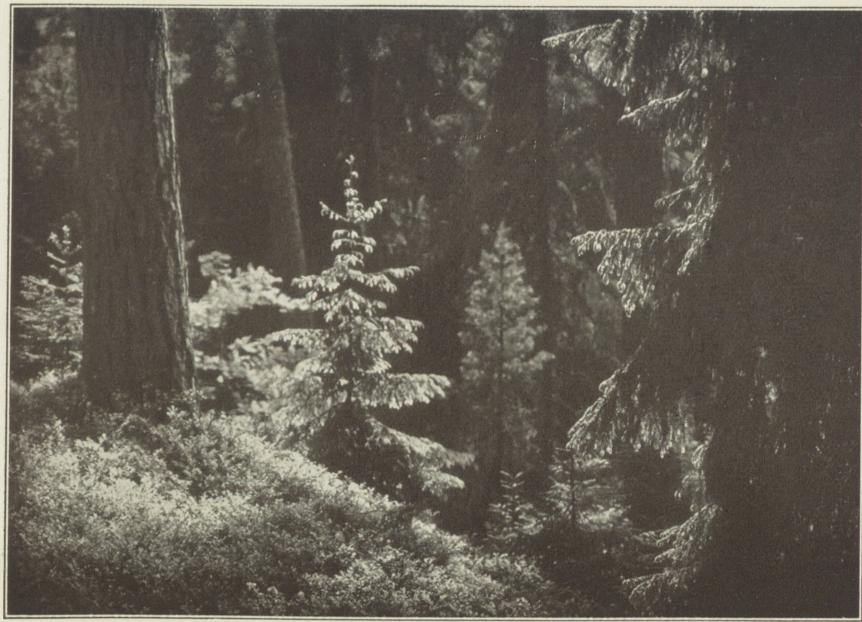
Kurenkah



Kurisches Haff



Sturmgebeugte Mehrungskiefern



Märchenwald. (Schwarzwald)



Heidelandschaft bei Preil



Mehrungsbirken im Rauhreif



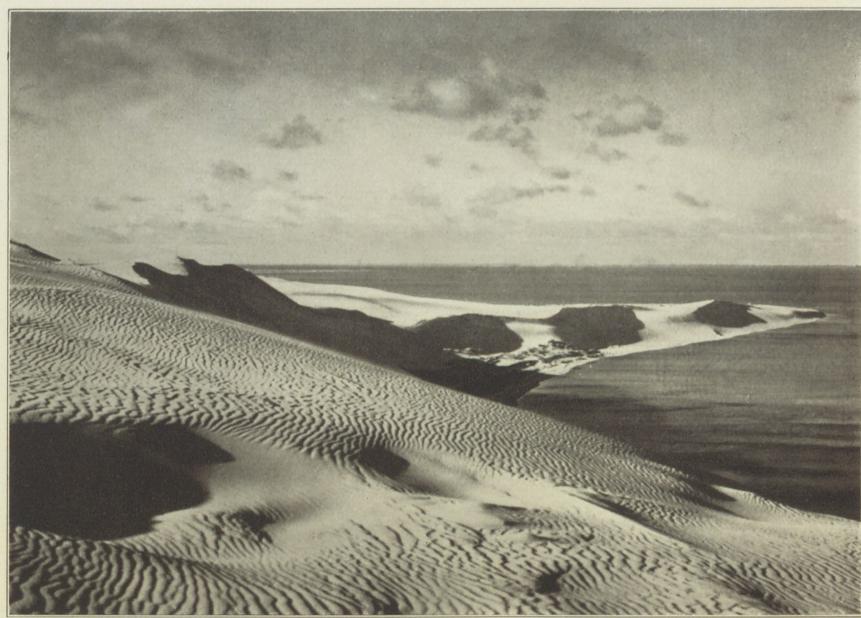
Dünenlandschaft hinter Sackau



Vereistes Haff



Dünen und Haff



Dünenkette vor Nidden



Hohe Düne bei Midden



Düne in der Abendsonne



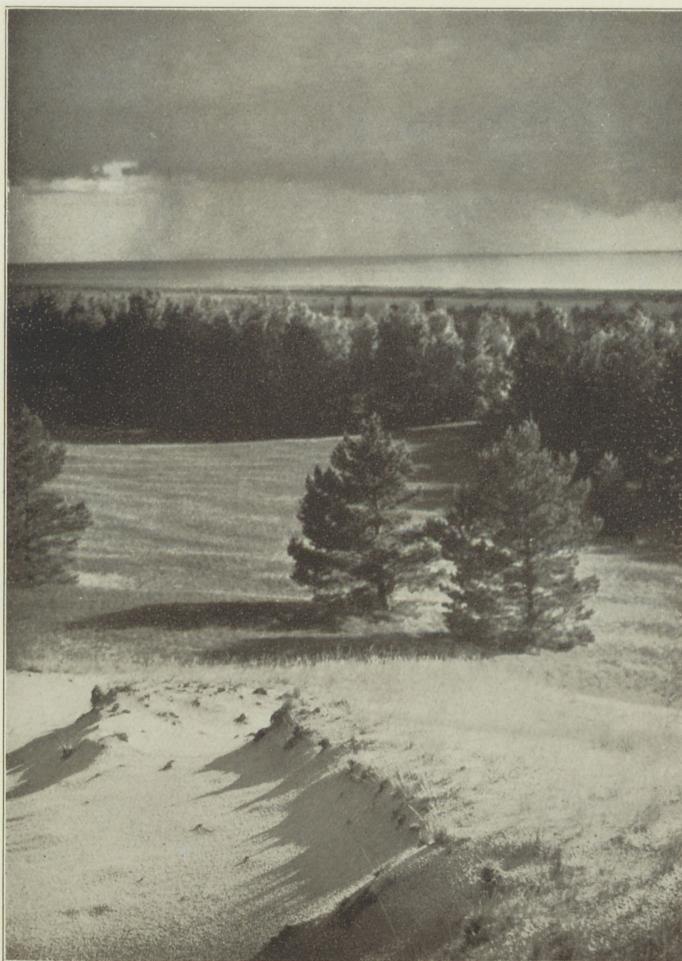
Tal des Schweigens



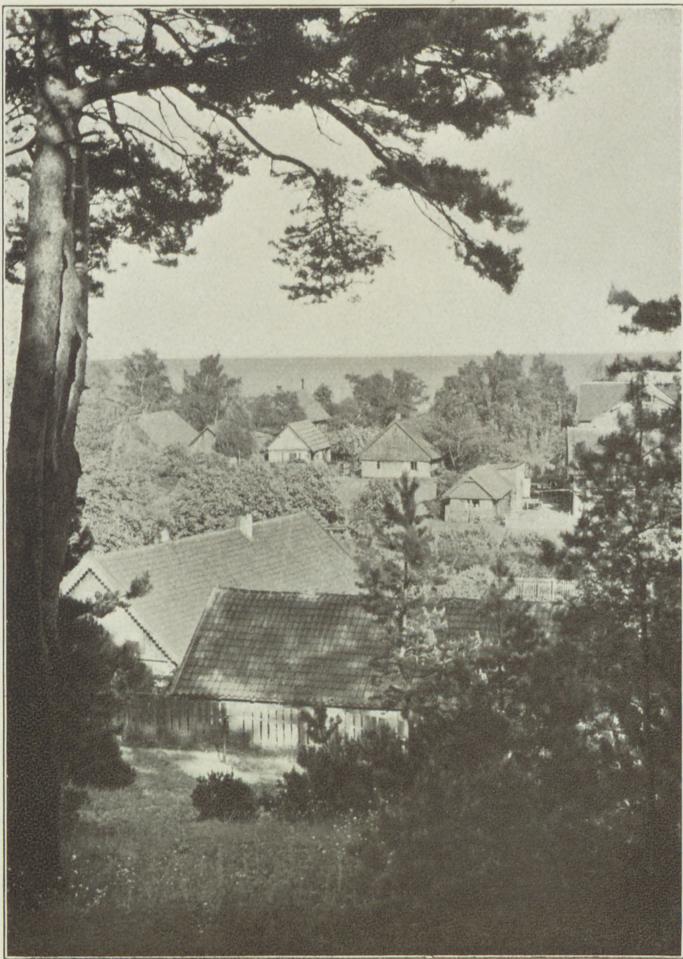
Heimkehrende Herde im Tal des Schweigens. (Nidden)



Gewitter in den Dünen



Am Fuße der Reiberberge (Schwarzort)



Nidden



Nehrungsdorf Purwin



Aus Rossitten



Mittagsfrieden am Haff



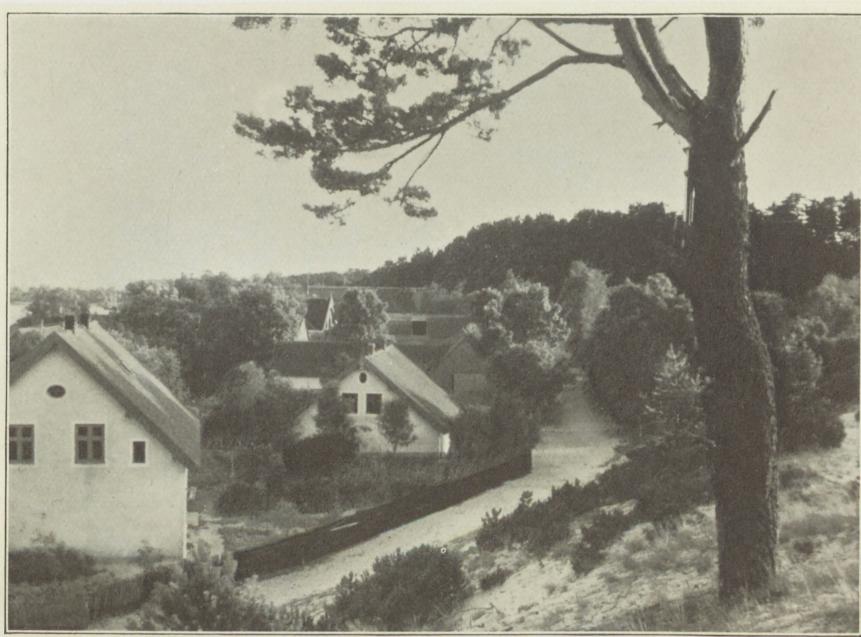
Ein malerischer Winkel (Midden)



Bersandendes Dorf



Im Hafen von Nidden



Nidden



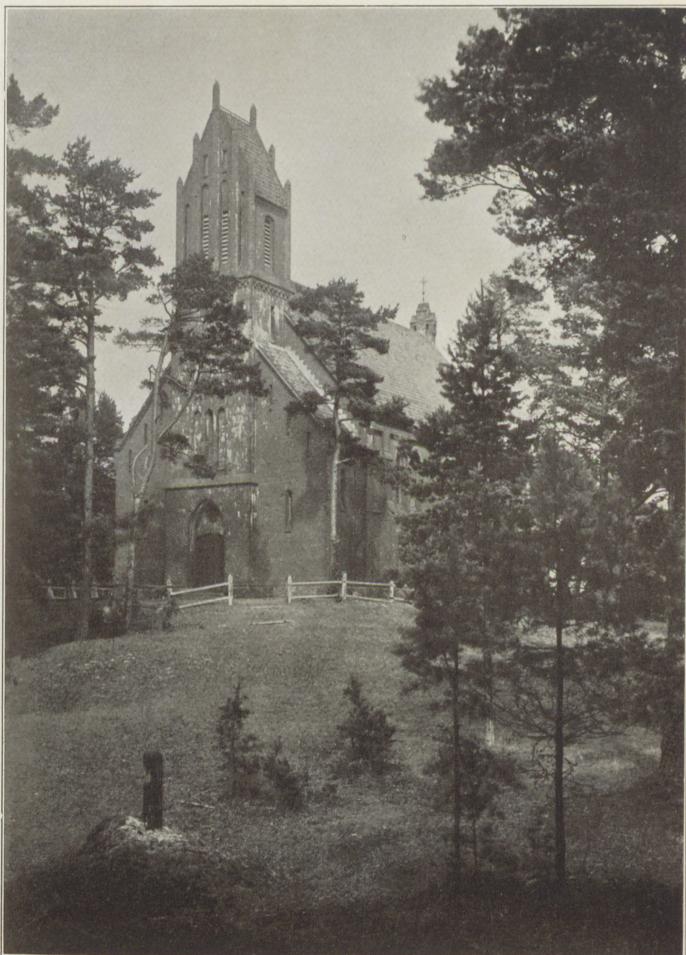
Tannental Schwarzort



Pfarre Schwarzort



Fischerdorf



Middener Kirche



Nahrungsfischer



Strand bei Sankt Peter-Ording



Fischervolk



Kurenkähne



Dorfstraße Schwarzort



Schwarzort



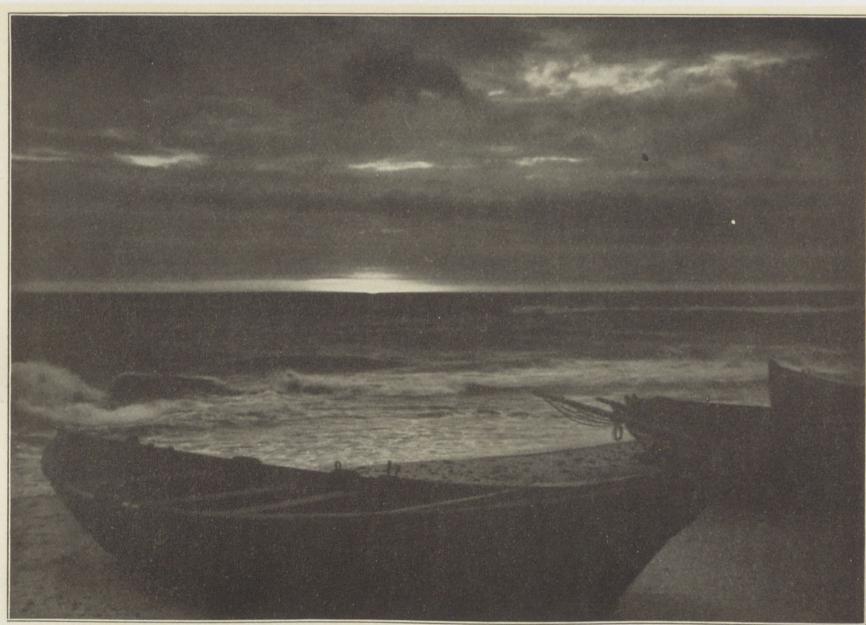
Sonnenuntergang an der Ostsee



Mondchein über Nidden

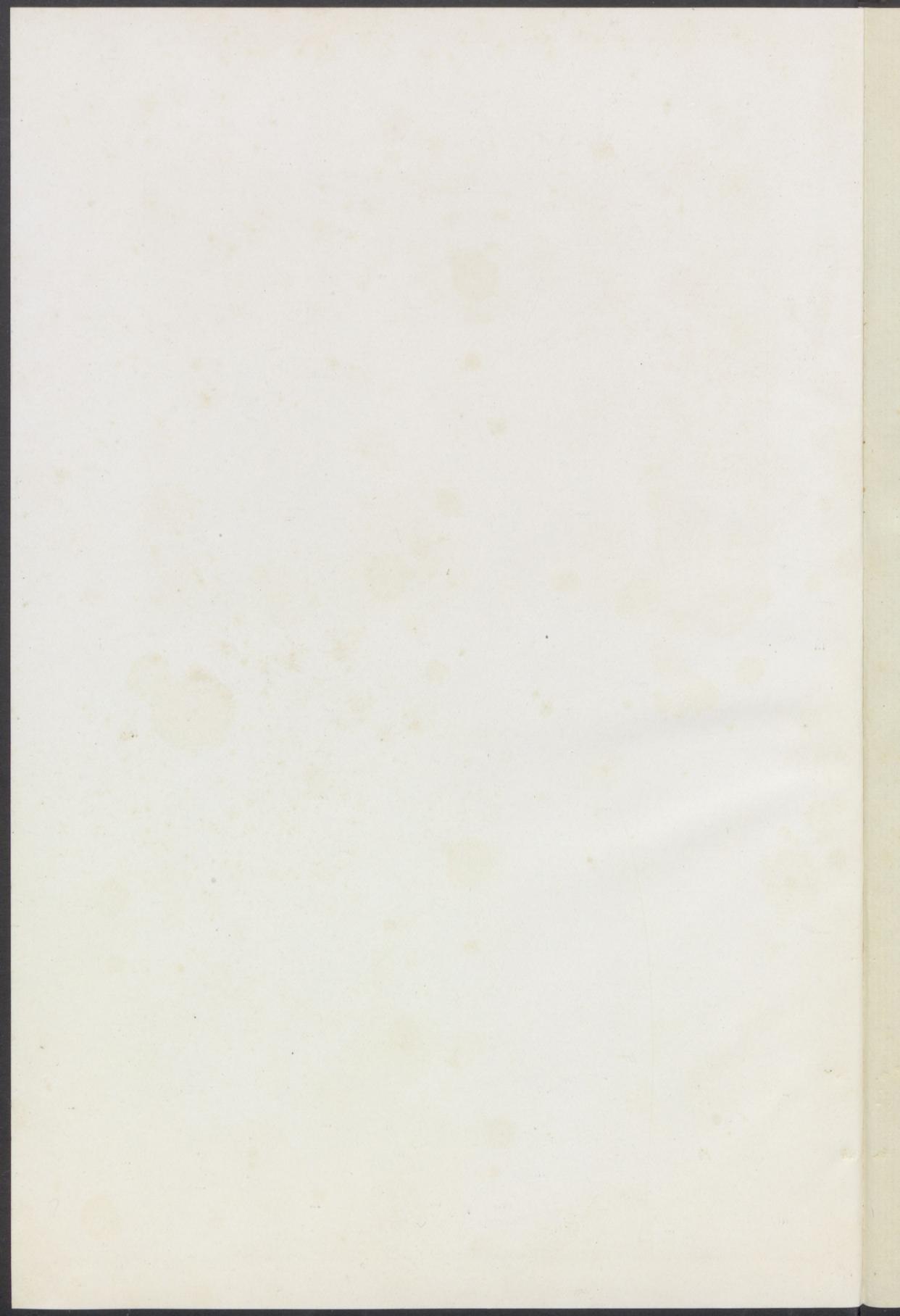


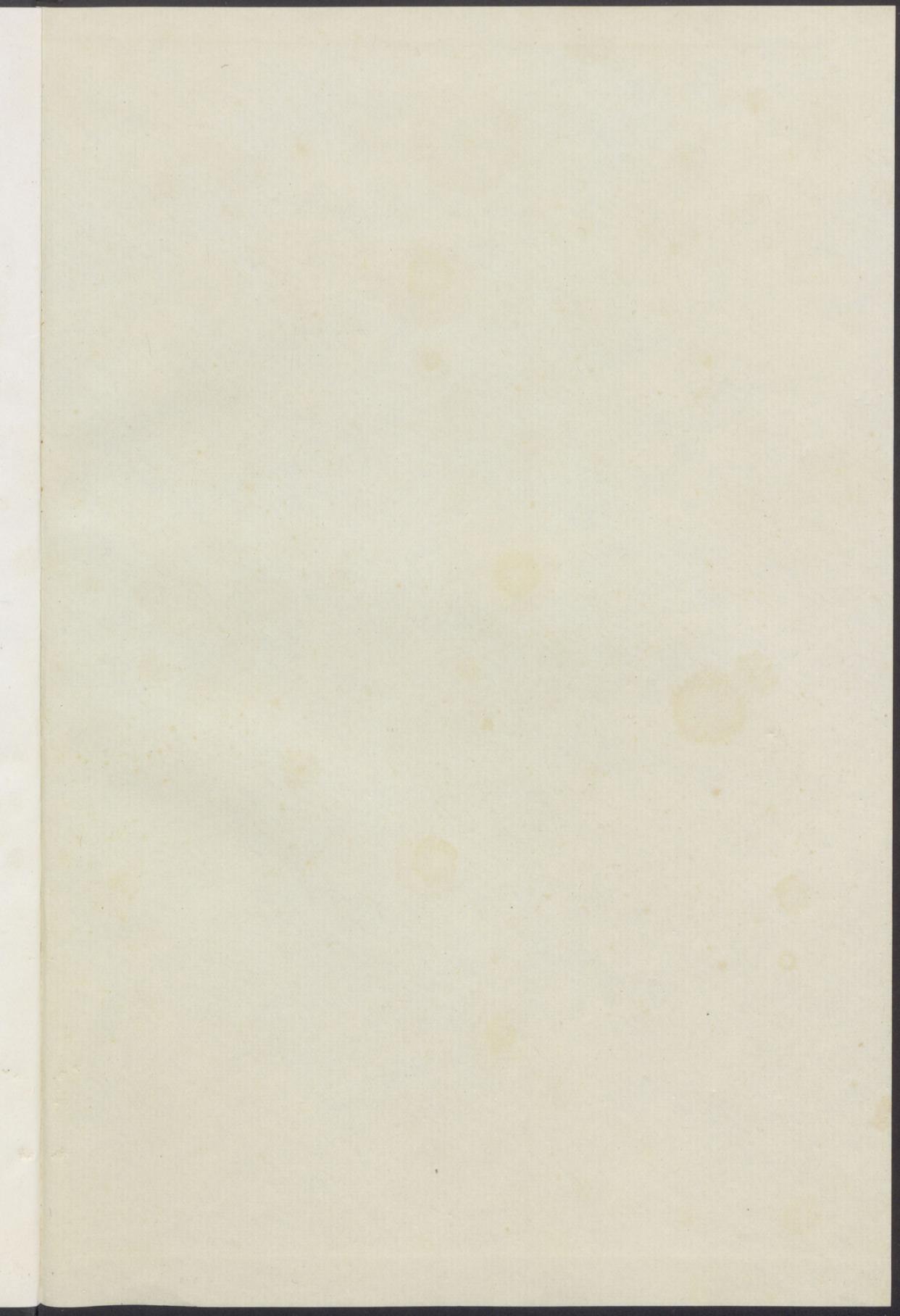
Ostsee

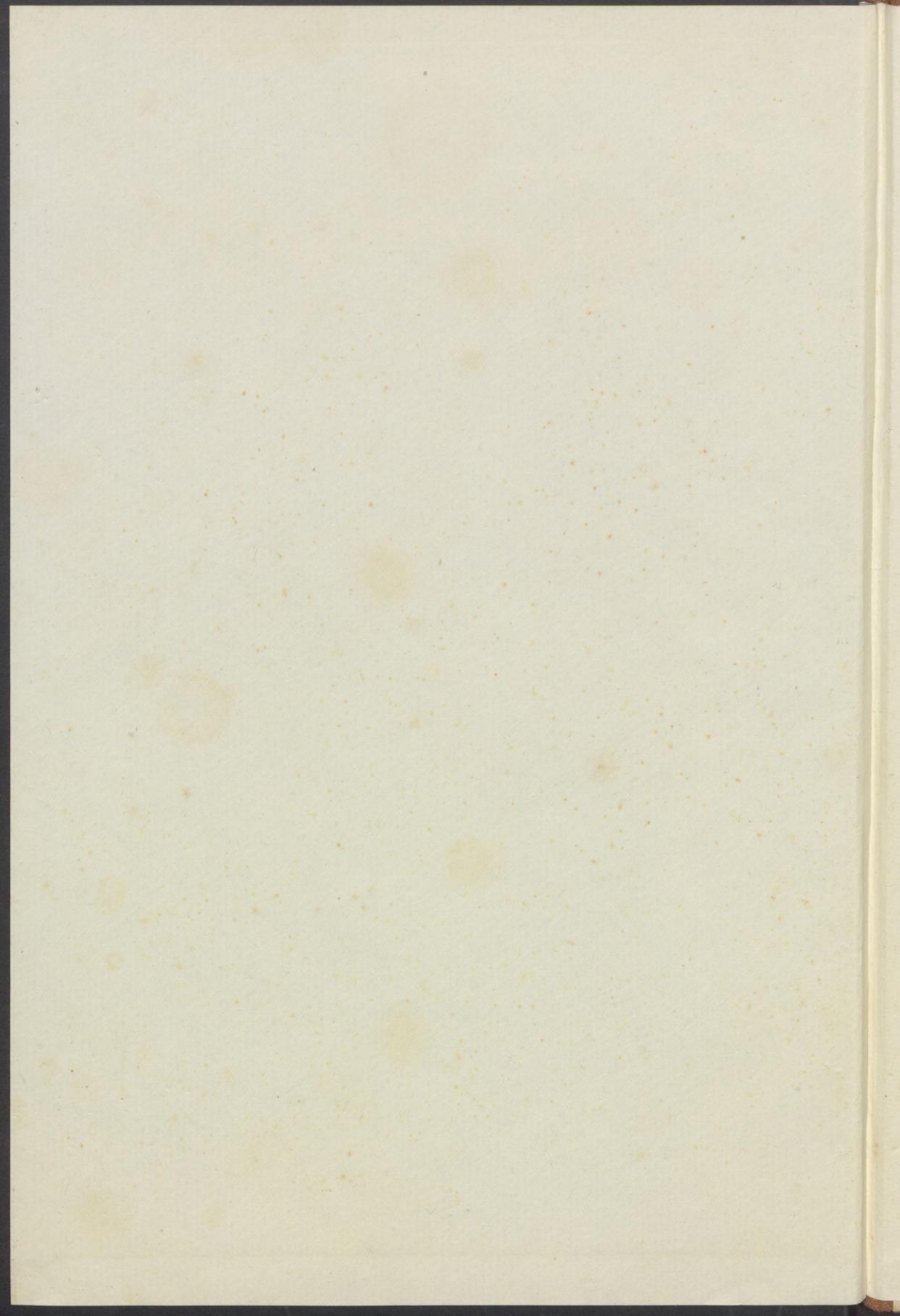


Meeresandacht









60,00

Wojewódzka Biblioteka Publiczna  
w Olsztynie



010-072969